



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Zurück zum Beton. Politische Theorie zwischen gestärkter
Materie und geschwächer Form

verfasst von | submitted by
Rainer Stummer BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 824

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Politikwissenschaft

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Oliver Marchart

Mitbetreut von | Co-Supervisor:

Mag. Dr. Matthias Flatscher

Abstract

Die vorliegende Masterarbeit verfolgt die Zielsetzung zwei gegenwärtige Theoriediskurse – namentlich den Postfundamentalismus und den Neomaterialismus – auf produktive Weise gegenseitig zu befragen und zu supplementieren. Dabei wird auf ontologischer Flughöhe der Frage nachgegangen, wie das Sein der Materie zu denken ist, sowie auf ontischer Ebene anhand des Baustoffes Beton versucht mögliche Antworten zu geben, die die Einbeziehung von materieller Umwelt in konkrete politische Projekte erlaubt. Der erste Abschnitt dieser Arbeit thematisiert daher mit Martin Heidegger eine gemeinsame Referenz vieler postfundamentalistischer und neomaterialistischer Autor*innen (1.1), um im weiteren die Gemeinsamkeiten der Projekte instabiler Ontologien herausstreichen zu können (1.2), sowie eine Folgenabschätzung für den ontischen Bereich der Politik treffen zu können (1.3). Der zweite Abschnitt widmet sich sodann drei Einzelpositionen postfundamentalistischer und neomaterialistischer Denker*innen – Jane Bennett (2.1), Elizabeth Povinelli (2.2) und Ernesto Laclau (2.3) – und versucht die Kompatibilität der jeweiligen Projekte mit einem Denken der Materialität von umstrittenen Gründen auszuloten. Insbesondere durch den Entwurf eines Denkens der *Vorletzbarkeit* von Gründen gelangt diese Arbeit zu dem Schluss, dass eine ontologische Betrachtung von Materie als passiv und selbstgenügsam zugunsten eines politischen Projektes der Demokratisierung von öffentlichen Räumen zurückgelassen werden muss.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung – Die Materie und das Politische	1
1. Ontologische Neukonzeptionen des (Links-)Heideggerianismus: Grund als Abgrund, Grund als Relation	24
1.1 Parkettverlegung und Hammerschlag: Ontologie(n) zwischen Form und Materie	25
1.2 Destabilisierung und Pluralisierung von Ontologie	41
1.3 Heimsuchungen aus dem Diesseits	47
1.4 Zwischen-stand: Die <i>Vorletzbarkeit</i> der Gründe.....	63
2. Stein und Zeit: Ontologie(n) des Nicht-Lebendigen	67
2.1 Jane Bennett: Die mikroskopischen Leerstellen des Seins.....	68
2.2 Elizabeth Povinelli: Der Stein als Kontrastmittel des Seins	75
2.3 Ernesto Laclau und Chantal Mouffe: Die Versteinerung des Politischen zum Sozialen	84
2.4 Zwischen-stand II: Der ontologische Status der Materie, auf instabilem Fundament	96
3. Fazit und eröffnende Schlußbemerkungen	99
3.1 The floor is not the ground; the floor is lava	100
3.2 Das Schwinden der Festigkeitsfestigkeit und seine politischen Einsatzpunkte	103
Bibliographie.....	108
Danksagung	117

Einleitung – Die Materie und das Politische

*Zurück zum Beton! Zurück zum Beton!
Zurück zur U-Bahn! Zurück zum Beton!
Da ist der Mensch noch Mensch.
Da gibt's noch Liebe und Glück.*

S.Y.P.H. (1980)

Zwei miteinander in Beziehung stehende Ereignisse fanden in Westdeutschland im Jahr 1980 statt – das eine sollte die politische Landkarte Deutschlands und in weiterer Folge Europas nachhaltig verändern, das andere erlangte nie über subkulturelle Nischen hinaus an Bedeutung. Die Rede ist einerseits von der Gründungssitzung der Grünen Partei, welche aus der Umwelt- & Anti-Atomkraftbewegung, der Frauenbewegung und der Friedensbewegung heraus in Karlsruhe stattfand, und andererseits dem Release der ersten LP der Düsseldorfer Punkband S.Y.P.H. Was verbindet diese beiden Ereignisse? Die Grünen kondensierten in ihrem Parteiprogramm Forderungen aus einigen Strömungen von Demokratisierungs- und Umweltbewegungen. Ein zentraler, namensgebender Referenzpunkt der Partei ist der als antikapitalistisch verstandene Slogan „Zurück zur Natur!“, der noch auf einem der ersten Wahlplakate zur Bundestagswahl 1983 – europaweit die erste Wahl, zu der landesweit eine Grüne Partei antrat – nachhallt: „Tag für Tag stirbt ein Stück Natur! Die Industrie macht Kasse!“ Dieses romantisch-konservative Naturideal versammelte also zahlreiche Gegenkulturen bzw. gegenhegemoniale Projekte der 1968er-Generation hinter sich: „Grün“ hatte sich als *leerer Signifikant* dazu geeignet eine Bewegung zu verstetigen. Just in diesem Moment der Bedeutungsfixierung wird nun von Vertretern der nach Deutschland überschwappenden Punk-Subkultur erneut eine Gegenbewegung skandiert: „Zurück zum Beton!“ lautet der Titel des populärsten Songs von S.Y.P.H. und fängt damit den Zeitgeist der sogenannten 78er-Generation ein. Was im ersten Moment als reaktionärer Rückschritt erscheinen könnte, eröffnet bei genauerer Betrachtung durch die der Punkmusik inhärenten Momente der Konfliktaffinität und der Ironie einen neuen Artikulationsraum. Hier wird sich abgegrenzt gegenüber den Hippies der Friedensbewegung, die als Gegenkultur der späten 1960er spätestens ab dem Moment der Assimilation in ein Parteiprojekt nicht länger als subversiv (genug) empfunden wurden; Ironie zeigt sich in der scheinbaren Affirmation des „unnatürlichen“ Feindbilds der alternden Gegenkultur, welche jedoch nicht ohne eine

Bedeutungsverschiebung auskommt: Als Idealvorstellung eines Zufluchtsorts hat die triste urbane Lebenswelt der Düsseldorfer Punks wenig mit den suburbanen, geometrisch-disziplinierenden Supermarkt-Parkplatzflächen des Konsumlifestyles der Boomer-Generation gemeinsam. Anders gesagt: Beton ist nicht gleich Beton. Hervorstreichen möchte ich, dass der Polemik von S.Y.P.H. eine Relevanz innewohnt, die noch heute gilt: Das latent konservative „Zurück zur Natur“ das zu unterschiedlichen politischen Zwecken reanimiert wurde und wird, wird abgelehnt, jedoch imitiert, zum Spott invertiert und die Inversion mutiert. Durch die bewusste Wiederholung der Rückkehr als Grundformel, die jedoch paradoxerweise ihr Augenmerk nunmehr auf den gegenwärtigen Ist-Zustand legt, anstatt auf Vergangenes, wird eine pazifistisch-romantische Grundhaltung durch eine konfliktaffine ersetzt. Der Wiederholung ist damit eine politisch relevante Differenz eingeschrieben. Eine „Gegengegenkultur“¹ mitsamt eines neuen Artikulationsraums wird geschaffen. Mit anderen Worten: Während das Material für eine Protestgeneration die repressiven Züge des Mainstreams signifizierte, so wurde es durch die nächste Generation als Grundlage für Auseinandersetzung, als Fundament ihres Erscheinungsraums zelebriert, angeeignet und damit überdeterminiert. Es drängt sich die Frage auf: Was ist das *Sein* des Betons? Diese Geste und die aufkommende Frage ist nun für den Rahmen meiner Arbeit aus zweierlei Hinsicht interessant: Zum einen rückt Beton als privilegiertes Trägermaterial der Entwicklung von Dissens in den Fokus, ein Bezug, den ich aktuell – in der Gegenwart einer Poly-Krise des Klimas, der Biodiversität, der Demokratie, etc. – für sinnvoll und geboten halte. Zum anderen ist die eben beschriebene Bewegung der Verschiebung durch Wiederholung von Bedeutung. Wiederholung deshalb, da gegenwärtig in Österreich, wie im Rest der Welt, ein deutliches Bewusstsein für eine eingetretene, noch unabgeschlossene Veränderung im Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur virulent wird, wie es zuletzt die Umweltbewegung der 1970er hervorbrachte. Und mit diesem Bewusstsein schärft sich auch die politische Aufmerksamkeit für-, und Haltung gegen die Versiegelung von Naturräumen durch „Betonprojekte“. Mit der Gründung der *Fridays For Future* im August 2018 und ihrer nachfolgenden Übertragung nach Wien entstand eine neue Generation von Umweltaktivist*innen; auf die Besetzung der Hainburger Au 1984 folgt nun die Besetzung der Lobau im Jahr 2021. Aber nicht ohne eine – wie ich meine notwendige – Verschiebung.

¹ Der Begriff stammt von Diedrich Diederichsen, der ihn erstmals 2001 in einem Artikel in der Süddeutschen Zeitung (Nr. 46 vom 24./25.02.2001) mit dem Titel „Die Gegengegenkultur. 68 war Revolte, 77 war Punk – warum nur 68 zum Mythos wurde“ verwendet hat. Einen Verweis auf die Existenz dieses Artikel findet man auf Diederichsens Homepage (Diederichsen o. J.). Der Artikel selbst war mir nicht auffindbar.

Und zwar deshalb, da wiewohl ein simples „Zurück zur Natur“ aus klimawissenschaftlicher Perspektive keine erreichbare Option mehr darstellt,² die Rettungs- und Heilserzählung durchaus noch im aktiven Repertoire von Klimaprotestinitiativen und –akteur*innen aufscheint, obwohl sie aus theoretischer Perspektive eine eschatologische Politikabschaffung anvisiert. Entgegen dieses Phantasmas möchte ich eine konfliktive Auseinandersetzung um Natur – vermittelt durch den Begriff der Materie – und Politik – vermittelt durch den Begriff der Form – vorschlagen, sowie deren dualistische Trennung problematisieren. Denn, so die These, die ich im Weiteren ausbreiten möchte: Materie hat längst ihre Unschuld verloren; erweist sich als nicht stabil, nicht passiv, nicht äußerlich oder transzendent und damit als überzeitlicher, unpolitischer Ankerpunkt ungeeignet. Wenngleich ich mich hüten werde, von lebendiger Materie zu sprechen, so erscheint sie doch auch nicht konstant oder gar vernachlässigbar. Vielmehr ist mit dem Überschreiten sogenannter planetarer Kipppunkte (vgl. Armstrong McKay u. a. 2022; Brovkin u. a. 2021) eine heimsuchende materielle Kraft allumfassend zu Tage getreten, die die längste Zeit in ein tiefenzeitliches Außen verbannt wurde, jedoch nie abwesend war und nun die bestehende Form gesellschaftlichen Seins in Frage stellt. Um diese Behauptung theoretisch untermauern und durchargumentieren zu können, werde ich mich daher auf zwei Theorieströmungen stützen, welche geeignet erscheinen, um Materialität zu politisieren, namentlich den Neomaterialismus, der auf innovative Weise das Denken der Materie ins Bild setzt, und den Postfundamentalismus, dessen Spezialität im Denken des (Ent-)Gründens und des Politischen liegt. Wie im Weiteren gezeigt werden wird, kann gerade eine Verschränkung dieser beiden Ansätze für ein solches Unterfangen produktiv gemacht werden. In diesem Sinne soll meine Arbeit, verfasst in einer Situation des *climate emergency* und informiert durch die gegenwärtigen hegemonialen wie gegenhegemonialen Diskurse und Proteste rundum Klimaschutz, Klimawandelanpassung, Verteilungsgerechtigkeit und Systemwandel, sowie den damit in Verbindung stehenden Fragen der Materialität demokratischer Verhältnisse die Befragungs- und Kritikbewegung der Punkband S.Y.P.H. wiederholen, ihre Bedeutung durch die Wiederholung transformieren, aktualisieren und die Frage nach der Materie auf konfliktaffine Weise behandeln. Zurück zum Beton!

² Ein Umstand, der übrigens auch bereits in den frühen 1980ern von Punk-Musikern besungen wurde, wenngleich nicht als wissenschaftliche Erkenntnis, sondern als sozio-ökonomische Erfahrung: In ihrem 1981 erschienenen Song „Sumatra“ thematisiert die Münchner Band A+P den Versuch die eponyme Tropeninsel zu erreichen – einen von Sonnenschein und Faulheit gekennzeichneten Sehnsuchtsort. Die Reise dorthin endet jedoch bereits abrupt in der Straßenbahn zum Flughafen, als dem Protagonisten der letzte verfügbare Rest an Geld als Strafe fürs Schwarzfahren abgenommen wird.

„Stärkung der Materie“, oder: Neomaterialismus

Beton ist der baustoffliche Inbegriff der Moderne; flüssiger Stein (vgl. Coleman 2020), der den natürlichen Stein weitgehend verdrängt hat – im Feld der Architektur wie in der Untergrundbefestigung. Beton birgt paradoxe Bedeutung in sich: Aufgrund der Zusammensetzung aus diversen Materialien (Sand bzw. Schotter, Zement, mit dem anthropogenen, fossilen Bestandteil Kalk, Wasser, Additive) verändert sich sein Aggregatzustand binnen kurzer Zeit von flüssig zu fest und erlaubt damit einerseits auf eröffnende Weise größtmögliche Imaginationshorizonte und Gestaltungsspielräume, andererseits ermöglicht sein gezielt einsetzbarer Aggregatzustandswechsel, sowie die vermeintlich gleichmäßig-bruchlose Verteilung seiner Eigenschaften über seine gesamte Ausdehnung hinweg das Vordringen in zuvor unzugängliche Sphären im flüssigen Zustand, um dort auszuhärten und substanziell zu besetzen, was vormals Leere oder Freiraum war. Und doch zeigt sich bei genauer Betrachtung, dass Betonstrukturen intensiver Vorbereitungs- und Erhaltungsmaßnahmen bedürfen, erodieren, bröckeln und nicht zuletzt trotz ihres möglichen Fortbestandes für obsolet erklärt werden können. Während Beton also wie kein anderes Material dafür eingesetzt wird, um Fundamente zu legen, stabile (Unter-)Gründe zu errichten, klare Grenzen zu ziehen, Barrieren zu erschaffen, das Innen vom Außen und das Gewollte vom Unerwünschten zu scheiden, findet er selbst, gerade aufgrund seiner formgebenden Herstellung, nicht zu der Eindeutigkeit, die sein Einsatz erwirken soll. Um seine vorgesehene Rolle als stabile Kulisse für kapitalistische Warenzirkulation zu erfüllen, wurden einige seiner Eigenschaften und deren Effekte systematisch ausgeblendet, welche sich nun ereignishaft Geltung verschaffen. Während erst kürzlich einige gezielte theoretische Auseinandersetzungen mit Beton erschienen (vgl. Lloyd Thomas 2015; Forty 2016; Jappe 2023), hat die philosophische Bearbeitung von Materie, ihrem Sein und ihrer Relation zur Gesellschaft eine lange und vielschichtige Tradition – so lässt sich beispielsweise eine direkte Linie von antiken Texten wie Aristoteles' *Metaphysik* zum post-strukturalistischen Denken etwa Judith Butlers ziehen - wenn auch eine Linie der Abgrenzung (vgl. Wagner-Egelhaaf 2013). Der Wissenschaftstheoretiker Ernan McMullin meinte, die Verfolgung der philosophischen Auseinandersetzung mit Materie hieße gleichzeitig „der Karriere der Philosophie selbst durch einige ihrer lebhaftesten Jahrhunderte zu folgen“ (McMullin 1978, 3).³ In der jüngeren Vergangenheit wurde die Materie – in jeweils unterschiedlicher

³ Alle Übersetzungen ins Deutsche, sofern nicht anders ausgewiesen, durch RS.

Auffassung dessen, was nun als Materie in den Blick zu nehmen wäre – durch die politische Ökonomie (Meadows 1972), die (öko-)feministische Theoriebildung (Butler 1993; Haraway 1991) oder die *Science and Technology Studies* (Latour 1990) behandelt. In der Politischen Theorie folgte auf den vorangegangenen Bedeutungsverlust klassischer Materialismen marxistischer Prägung gegenüber poststrukturalistischer, sprachbasierter Theoriebildung – man spricht hier vom *linguistic* oder *discursive turn* – schließlich ein erneuter *material turn*, welcher ab Mitte der 1990er vom Künstler und Philosophen Manuel DeLanda und der feministischen Theoretikerin Rosi Braidotti unter dem Überbegriff des Neomaterialismus versammelt wurde (vgl. Witzgall 2014). Die durchaus heterogenen Ansätze des Neomaterialismus führen gegenwärtig am Prononciertesten die Auseinandersetzung mit der-, und um die Materie – darunter unterschiedlichste, etwa wissenschaftssoziologische Ansätze wie jener Bruno Latours (Latour 2004, 2005, 2007, 2010), quantenphysikbasierte Ansätze wie jener Karen Barads (Barad 2007), vitalistische wie jener Jane Bennetts (Bennett 2004, 2005, 2020), feministische wie jener Donna Haraways (Haraway 1991) oder postkoloniale wie der Ansatz Elizabeth Povinellis (Povinelli 2021, 2023). Als diesen Positionen zugrundeliegendes, geteiltes Projekt ist nach Katharina Hoppe und Thomas Lemke die Überzeugung zu verstehen, wonach

der ›linguistic turn‹ oder primär semiotisch verfahrenende Ansätze unzureichend sind, um das komplexe und dynamische Zusammenspiel sinnhaft-symbolischer Prozesse und materieller Ordnungen zu erfassen. Materie dürfe nicht länger als stumme Verfügungsmasse und einfaches Objekt menschlichen Zugriffs begriffen werden, sondern zeichne sich vielmehr durch Eigensinn und Handlungsmacht aus, die auf menschliche Akteure, deren Interaktionsformen und Selbstverständnis zurückwirke. (Hoppe und Lemke 2021, 10)

Hintergrund dieses Projekts ist die Wahrnehmung eines empirisch stattfindenden Wandels materieller Grundlagen gesellschaftlichen Lebens, welche sich unter anderem als anthropogener Klimawandel, bzw. nunmehr als Klimakrise manifestieren. Daher wird die bisweilen vorherrschende Anschauung von Materie als „ausschließlich stabilisierende Wirkung“ (ebd.) entfaltend in Frage gestellt. Ihr gegenüber wird eine aktivere oder widerständigere Konzeption von Materie in Stellung gebracht, mit welcher die Wirkmächtigkeit von Materialität auf menschliche bzw. gesellschaftliche Seinszustände anerkannt und somit der Begriff der Materie gestärkt und der Rolle des passiven Gegenparts zur menschlichen Gestaltungskraft enthoben werden soll. Programmatisch äußert sich dieser Impetus in Hinweisen, wonach Materie von Bedeutung, Belang oder Gewicht wäre [*matter matters*] (vgl. Barad 2003) oder die Notwendigkeit besteht Zeug ernst zu nehmen [*taking stuff*

seriously] (vgl. Braun und Whatmore 2010b). Forschungsstrategisch bedeutet dies für die Sozialwissenschaften eine Hinwendung zu jenen wissenschaftlichen Disziplinen, die etwas über die genannten, geänderten materiellen Bedingungen aussagen können, also Geographie, Geologie, Meteorologie, Biologie, Ökologie und Physik, sowie eine geänderte Themensetzung, die sich nicht länger mit kulturellen Fragen wie etwa nach Identitätspolitik beschäftigen, sondern die materiellen Grundlagen von sozialer Gerechtigkeit in den Blick nehmen sollte (vgl. Coole 2014a, 2014b). Dies soll hauptsächlich gelingen durch eine kontingenzsensitive Problematisierung vorherrschender ontologischer Grundannahmen und umfasst einige weitere tiefgreifende Interventionen im Feld der Theoriebildung: Als wiederkehrendes neomaterialistisches Motiv lässt sich unschwer der Versuch der Aufhebung von Dualismen wie jenen zwischen Mensch und Nicht-Mensch, Subjekt und Objekt, Kultur und Natur, Idee und Materie oder Form und Materie erkennen (vgl. Coole 2014a, 2014b; Hoppe 2017; Hoppe und Lemke 2021; Witzgall 2014). Grundlegend für die Aufhebung dieser Dualismen ist als zweites Merkmal neomaterialistischen Denkens das Einsetzen einer relationalen, anstelle einer dualistischen Ontologie. Eine relationale Ontologie – ihre philosophischen Referenzpunkte werden uns etwas später im Text noch beschäftigen – betont die prinzipielle Offenheit von Objekten wie Subjekten gleichermaßen, welche nicht länger als apriorische Einheiten, sondern als *Gefüge* oder *Assemblagen* erscheinen. Aus dieser Perspektive des „spezifischen Denken[s] weltlicher Verwobenheit“ (Hoppe 2017, 11) können Gefüge (darunter Körper, Infrastrukturen, Objekte) stets neue Formen annehmen, da sie selbst wiederum aus zahlreichen kleineren Gefügen bestehen und nie vollständige Stabilität erreichen können, zumal es sich bei Gefügen um „Relationen ohne prä-existierende Relata“ (Witzgall 2014, 15) handelt. Die neomaterialistische – auch als „flach“ bezeichnete – Ontologie verschiebt damit die Frage nach dem *Sein* auf eine Frage nach dem *Werden* von Gefügen und verbindet das Denken in Relationen oftmals – wenn auch nicht immer explizit – mit dem Denken in Prozessen. Materie und Materialität werden damit nicht länger substantiell und konstant, sondern unter dem Gesichtspunkt einer sich konstant vollziehenden Veränderung – eines *Werdens der Welt* – gedacht, innerhalb welchem sich immer schon eine Verschränkung von Materie und Bedeutung vollzieht. So sind beispielsweise technische Gegenstände nicht länger als abgrenzbare Objekte zu betrachten, sondern als Material mit Gesellschaft bzw. Diskurs immer schon ko-konstitutiv (vgl. Braun und Whatmore 2010b). Im Gegensatz zu älteren Materialismen entsteht hierdurch eine charakteristische Ablehnung von Determinismus und Teleologie, die gerade aus der – nunmehr als unbestimmbar und potentiell mit störender Widerständigkeit ausgestatteten – Materie heraus entwickelt wird (vgl. Bennett

2004). Und im Gegensatz zu sprachbasierten Ansätzen wird hier darauf hingewiesen, dass Bedeutungsproduktion sich stets *materiell*-semiotisch vollzieht und als „Intra-Aktion“ (Barad 2007) innerhalb eines Gefüges stattfindet (vgl. Hoppe und Lemke 2021, 59f; Witzgall 2014). Schließlich zeigt sich anhand der gedanklichen Zerlegung alles Seienden in sich gegenseitig durchdringende und bedingende Gefüge auch eine radikal nicht-anthropologische Seite neomaterialistischen Denkens, innerhalb welchem der Mensch seine apriorische Erstreichung verliert. Hierdurch erklärt sich auch der oftmals gelegte Fokus auf die vermeintlich passive Seite der alten Dualismen, namentlich das Nicht-Menschliche, das Objekt, die Natur oder eben die Materie. Neomaterialistische Ansätze verstehen sich dabei teils explizit als politische Projekte, die die Frage aufzuwerfen versuchen, inwiefern sich das Politische verändert, wenn die Materie ernst genommen und wieder ins politische Denken eingesetzt, bzw. als Akteur in einem demokratischen Setting anerkannt wird (vgl. Bennett 2004, 2005, 2020; siehe auch Braun und Whatmore 2010a; Latour 2010). Wie jedoch zahlreiche Kommentator*innen herausstreichen, weisen die durchaus begrüßenswerten Interventionen neomaterialistischer Theoretiker*innen oftmals Probleme hinsichtlich ihrer Konzeption und des Umgangs mit dem Politischen auf (vgl. Braun 2011; Hoppe 2017; Hoppe und Lemke 2021; Marso 2011). So synthetisiert beispielsweise Katharina Hoppe den neomaterialistischen Begriff des Politischen folgendermaßen:

Das Politische ist [aus neomaterialistischer Perspektive, RS] weder eine hermetische Sphäre noch eine Reihe von Prozeduren; vielmehr handelt es sich beim Politischen um je spezifische Artikulationen und Neu-Versammlungen, in denen Sachen für menschliche und nicht-menschliche Aktant_innen streitbar werden. In einem konstitutiven Sinne ist das Politische nie von seinen heterogenen Verwobenheiten in und mit der Welt ablösbar. (Hoppe 2017, 12)

Jedoch gerät, wie auch Hoppe im Weiteren ausführt, das Streitbar-Werden oftmals ins Hintertreffen neomaterialistischer Überlegungen. So mag die Feststellung, wonach Materie politisch von Belang ist, durchaus richtig sein, allerdings stellt sich hinsichtlich der ontologischen Konzeption von sich konstant im Fluss befindlichen Gefügen die Frage welche Gefüge, welche Materialflüsse, welche Relationen nun von *größtem* Belang sind (vgl. Coole 2014a, 30). In diesem Zusammenhang weist die Theoretikerin Diana Coole auf die Machtverhältnisse hin, die auch durch relationale Seinsvorstellungen nicht ausgeblendet werden können:

Auch jene Akteure, die sich vom vitalen Materialismus dazu veranlasst zeigen eher eine reziproke Beziehung zu Materie zu adaptieren, werden bald auf systemische Hindernisse stoßen, welche bio-physikalisch, sozio-ökonomisch und fachbezogen sind; des Weiteren

Hindernisse, deren Aufrechterhaltung von mächtigen Interessen gestützt wird. (Coole 2014a, 36, Hervorhebung: RS)

In eine ähnliche Kerbe schlagend kritisieren Hoppe und Lemke den neomaterialistischen Aufweis von Materie als sozial wirkmächtig als bereits überholt. Für sie „greift die neomaterialistische Diagnose zu kurz, dass das Materielle bislang nicht oder nicht ausreichend wissenschaftlich und politisch berücksichtigt worden sei.“ (ebd., 156) Vielmehr wird die Lebendigkeit und Vitalität des Materials aktiv kooptiert, wenn „[g]egenwärtige Formen des Regierens [...] biologische, geologische oder technologische Varianten des Nicht-Menschlichen [mobilisieren], um spezifische Gesellschaftsregime und Lebensweisen abzusichern und zu fördern.“ (ebd., 156-157) Es drängt die Frage „*Which matter matters most?*“. Welches Material wird wie im Sozialen eingesetzt, dient wie genau der Herrschaftssicherung und erweist sich dabei als besonders relevant und bedeutend? Eine Antwort darauf kann schwerlich auf Grundlage einer relationalen Ontologie gefunden werden, zumal es sich hierbei um eine politische Fragestellung nach der Erstreichung von etwas handelt. Die relationale Ontologie des Neomaterialismus erlaubt zwar das „Erzeugen *neuer Formen*“ (Coole 2014a, 29, Hervorhebung: RS), lässt aber bisweilen den politischen Akt der *Formgebung* außer Acht, den sie stattdessen ersetzt durch eine „Politik der Antwort“ (Hoppe 2017) auf bereits Stattfindendes, auf ein konstantes Werden, welches sich ontologisch, wenn auch „unterhalb der Schwelle menschlicher Wahrnehmung“ (Bennett 2020, 109) vollzieht, auch ohne formgebende Fremdeinwirkung. Dabei verlassen sich neomaterialistische Ansätze alleine auf eine „unidirektionale[] und determinierbare[] (um nicht zu sagen: idealistische[]) Verbindung zwischen Ontologie und Politik“ (Hoppe und Lemke 2021, 165), die, so Hoppe und Lemke weiter, „das Prinzip der Kontingenz“ (ebd.) nicht angemessen reflektiert und anstatt die Differenz zwischen ontologisch Politischem und ontischer Politik (mehr dazu später) ernst zu nehmen, fast schon von einem „notwendigen Kausalzusammenhang zwischen der Idee der Materie als agentiv und einer emanzipativen Politik“ (ebd.) ausgeht. Was hier also potentiell unter den Tisch fällt, ist der Aufwand, der erbracht werden muss, um etwas (neu) zu versammeln, wie es versammelt wird und welche alternativen Formen der Versammlung damit verhindert oder ausgeschlossen werden. Aus postfundamentalistischer Perspektive würde man diesen Vorwurf etwa so reformulieren: Neomaterialistisches Denken bleibt oftmals im unbedingten Bereich der Ethik verhaftet und wendet sich nicht dem bedingten Bereich der Politik zu. Anders gesagt: Es wird auf Durchsetzungshandeln und die damit verbundenen Bedingungen vergessen. So wird seitens neomaterialistischer Denker*innen zwar unablässig betont, dass aufgrund des konstanten Werdens der Welt ein

ethischer Imperativ besteht, auf dieses Werden angemessen zu reagieren, allerdings widmet sich kaum jemand der Frage, wie dieser Einsicht zum *Majoritär-Werden* (vgl. Marchart 2010, 301f) verholfen werden soll. Ein solches Majoritär-Werden – das Erringen einer symbolischen Mehrheit der Bevölkerung – umfasste dabei die Aufgaben der Strategie, der Organisation und der Kollektivierung als Minimalbedingungen von Politik, welche im Modus der Konfliktualität und der Parteilichkeit ausgetragen wird (vgl. ebd.). Neomaterialistische Ansätze begnügen sich hingegen oftmals damit aufzuzeigen, dass Objekte/Subjekte immer Gefüge und als solche konstitutiv offen sind. Diese Art der Entmystifizierung (vgl. Coole 2014a, 38) kann jedoch bloß als Ausgangspunkt für weitere Analyse betrachtet werden, welche stärker darauf ausgerichtet werden muss „agonale oder antagonistische Dimension[en]“ (Hoppe 2017, 25) zu theoretisieren, um „konfligierende Modi des „Werdens der Welt““ (Hoppe und Lemke 2021, 79) in den Blick zu bekommen. Anders gesagt: Das Ausrichten neomaterialistischen Denkens auf hegemonietheoretische Überlegungen der Politikpraxis und die zu behandelnden Probleme im Zuge der Arbeit an einem gegenhegemonialen Projekt erweist sich als Aufgabe, welche erst zu erbringen ist.

„Schwächung der Form“, oder: Postfundamentalismus

Wenn der neomaterialistische Politikbegriff der Antwort dazu neigt eine harmonisierend-konsonante Tendenz des *Zusammenhalts* zu postulieren (vgl. Hoppe 2017), so erscheint im starken Gegensatz dazu die Arbeit an einem Gesellschaftsganzen im Denken des Postfundamentalismus als dissonanter „Zusammen-Spalt“ (Robnik 2022, 244). Was der Kulturtheoretiker Drehli Robnik mit seinem präzisen Neologismus markiert, ist die Grundlage des Denkens des Postfundamentalismus: Gesellschaftliche Teilung, Konflikt, Streit oder Differenz, von welchen die Zentripetalkraft, die den Zusammen-Spalt erwirkt, ihren Ausgang nimmt. Woher kommt der Konflikt, woher kommt die Differenz im postfundamentalistischen Denken? Um dieser Frage nachzugehen, werde ich über weite Strecken Oliver Marchart folgen, welcher als erster eine umfassende Darstellung und Systematisierung des Postfundamentalismus vorgenommen hat (vgl. Marchart 2007, 2010, 2013). Ausgehend von einer tiefgreifenden Analyse radikaldemokratischer bzw. postfundamentalistischer Positionen, hält Marchart fest:

Extrahiert man die wesentlichen Eckpunkte dieses Modells, so stellt es sich wie folgt dar: Unsere soziale Welt ist ein, gemäß ontologischer Bestimmung, grundlegend offenes, d.h. in seiner Schließung von einem fundamentalen Antagonismus (sowie von einem subjektiven Mangel) blockiertes Terrain. Sofern wir die Option eines psychotischen oder

monadologischen Universums ausschließen, wird dieses Terrain Konflikte und Kämpfe - d. h. Antagonismen im Plural - hervorbringen, die auf eine partielle Schließung des Sozialen zu einer (jedoch unmöglich erreichbaren) Totalität zielen. Die vom Begriff des Antagonismus benannte Abwesenheit des Grundes produziert Versuche partieller Grundlegung: *Antagonismen*. (Marchart 2010, 323)

Das Wissen über die Vorläufigkeit und Prekarität dieser partiellen Grundlegungen reicht er in der dazugehörigen Fußnote nach:

Umgekehrt führt jede - vorerst - gelungene Grundlegung zu erneuten Entgründungen, da [...] ältere Sedimente des Sozialen durch neue Institutionen disloziert werden und wiederum alternative Institutionsbemühungen in Gang setzen. (ebd.)

Die Grundstruktur postfundamentalistischer Theorie besteht also aus einem differenziellen Verhältnis von dem Antagonismus ontologischer, oder fundamentaler Natur, der als *das Politische* firmiert, auf der einen Achse und der daraus erwachsenden, die erste Achse kreuzenden konfliktiven Pluralität ontischer Antagonismen, welche sich in Form von *Politik* zu erkennen geben, auf der anderen Achse. Theoriegeschichtlich wird der Begriff ‚*post-foundational*‘ erstmals durch den australischen Sozialtheoretiker Stephen Crook geprägt (vgl. Flatscher 2024; Landau, Pohl, und Roskamm 2021a). Ausgehend von der Frage, ob die Gegenstände der Soziologie denn objektiv gegeben oder konstruiert wären, führt Crook die Unterscheidung von fundamentalistischen und nicht- bzw. anti-fundamentalistischen Perspektiven ein. Mit beiden Optionen gleichermaßen unzufrieden – da sie nur ihre jeweilige spiegelbildliche Kehrseite repräsentieren – schlägt er deshalb eine dritte Variante vor: den Postfundamentalismus. Eine solche postfundamentalistische Betrachtungsweise zeichnet sich nun Crook folgend dadurch aus, dass sich Forscher*innen die Kontingenz ihrer eigenen Kategorien, ihres Gegenstandes, ihrer Untersuchungsprojekte und ihrer Forscher*innenposition vor Augen halten und diese nicht länger als unhinterfragt, sondern ihrerseits als *sozial gegründet* betrachten müssen. Durch diesen Schwenk, welcher unweigerlich Kontingenzbewusstsein – ausgedrückt durch Crooks Kategorien der Relationalität, der Reflexivität und der Rhetorizität, sowie der davon ableitbaren Notwendigkeit der Ironie und des Werturteils – evoziert, soll eine wissenschaftliche Programmänderung erwirkt werden:

die Akzeptanz der Konstitution von Analyseobjekten als kontingente Angelegenheit kann als großer Schritt betrachtet werden, weg von einer fundamentalen ‚Strategie der Schließung‘ [*strategy of closure*] und hin zu einer post-fundamentalen ‚Strategie der Eröffnung‘ [*strategy of disclosure*]. Die Verhältnisse zu Methode, Ziel, Grund [*ground*] und Tradition von Forschungsprogrammen können damit als offene und korrigierbare Angelegenheiten betrachtet werden. (Crook 1991, 194)

Crook formuliert hier eine Metatheorie der soziologischen Arbeitsweise, welche auf ähnliche Art im französischen „Linksheideggerianismus“ (Marchart 2010, 19)⁴ – auf dessen Vertreter sich Crook intensiv bezieht – seit den späten 1950er Jahren Konjunktur hatte und sich von dort nicht nur auf die Begriffe der Soziologie, sondern insbesondere im Feld der Philosophie und der politischen Theorie ausdehnte. Angestoßen durch ihrerseits kontingente Entwicklungen der Moderne, darunter die Abschaffung der Feudalherrschaft, dem Aufkommen des Kapitalismus, dem Beginn der Industrialisierung und der Erfindung der Massenmedien, großteils unter Begleitung liberal-demokratischer Regierungsweisen, „beginnen sich vormals stabil geglaubte soziale, politische oder normative Fundamente aufzulösen“ (Marchart 2019, 572) und sich an deren Stelle eine „Ungewissheitsgewissheit“ (ebd., sowie Marchart 2010, 17) breit zu machen. Diese zentrale Prämisse des postfundamentalistischen Denkens – die Unmöglichkeit von „revisionsresistenten Prinzipien, Gesetzen oder objektiven Realitäten [...], die jedem sozialen oder politischen Zugriff entzogen sind“ (Marchart 2010, 15, siehe auch 2019), kurz: von letzten Gründen – setzt sich somit eindeutig von einem fundamentalistischen Denkhorizont ab. So definiert Marchart dieses Denken ohne letzte Gründe prägnant folgendermaßen:

Unter Postfundamentalismus wollen wir einen Prozess unabschließbarer Infragestellung metaphysischer Figuren der Fundierung und Letztbegründung verstehen - Figuren wie Totalität, Universalität, Substanz, Essenz, Subjekt oder Struktur, aber auch Markt, Gene, Geschlecht, Hautfarbe, kulturelle Identität, Staat, Nation etc. (Marchart 2010, 16)

Gleichzeitig, wie Vertreter*innen postfundamentalistischen Denkens nicht müde werden zu betonen (auch ohne dabei auf den eher randständigen Crook rekurrieren zu müssen), kann nicht von einem Verdampfen und sich in Luft Auflösen alles Ständischen und Stehenden die Rede sein⁵. Der Fundamentalismus, welcher aus gesellschaftstheoretischer Perspektive jene Positionen bezeichnet, welche „behaupten, Gesellschaft und/oder Politik sei auf Prinzipien gründbar, die erstens unbestreitbar und immun gegenüber jeder Revision wären und zweitens außerhalb von Gesellschaft und Politik lägen“ (Marchart 2010, 59), würde in seiner Inversion

⁴ Weiterführend hierzu Janicaud (2015).

⁵ Um genau zu sein, ist ein ‚sich in Luft auflösen‘ ohnehin nicht mit dem Verdampfen gleichzusetzen, da Verdampfen nicht bedeutet, dass etwas zu Luft wird, sondern dass es sich nunmehr *in der Luft* in gelöstem Zustand befindet. Auch Luft ist nicht Nichts. Tatsächlich ist sie ja, wenngleich durchsichtig, weder unsichtbar, noch schwerelos, noch anderweitig ohne Eigenschaften und ihre Abwesenheit würde sich sehr schnell sehr drastisch bemerkbar machen. Und aus postfundamentalistischer Sicht wäre keine Sublimation – also der Übergang von festem zu gasförmigem Aggregatzustand – vor der Resublimation gefeiert, hätte man doch sonst in der gasförmigen Grundlosigkeit einen neuen Grund gefunden.

zum Anti-Fundamentalismus wirkungsgleich sein – sie teilen sich „denselben Horizont“ (ebd., 60). Hierin liegt die Abgrenzungsnotwendigkeit des Postfundamentalismus gegenüber dem (Anti-)Fundamentalismus: Weder kann er sich mit unhinterfragten letzten Gründen zufriedengeben, noch will er die vollkommene Abwesenheit jeglicher Gründe als Anti-Grund postulieren und die Gesellschaft in eine oftmals an die Wand gemalte postmoderne Beliebigkeit, oder, wie im obigen Zitat bezeichnet: ein psychotisches Universum, stürzen. Stattdessen hält das Denken des Postfundamentalismus im Angesicht der Abwesenheit letzter Gründe immer noch an der „Notwendigkeit gewisser Gründe“ (ebd., 63) fest. Wie etwa Ernesto Laclau argumentiert,

eliminiert die Unmöglichkeit eines universalen Grundes nicht seine Notwendigkeit: Sie transformiert nur den Grund in einen leeren Platz, der partiell und auf verschiedene Weise gefüllt werden kann. (Und in der Politik geht es um Strategien dieser Ausfüllung.) (Laclau 2002, 95)

Nachdem nun also letzte Gründe verabschiedet werden, jedoch das Denken des Grundes nicht aufgegeben werden kann, ohne in einen nihilistischen Anti-Fundamentalismus zu verfallen, rückt die unhintergehbare Notwendigkeit der politischen Auseinandersetzung um „kontingente Fundamente“ (Butler 1994) oder „vorletzte Gründe“ (Marchart 2013, 360) in den Fokus. Damit ist gesagt, dass es durchaus weiterhin zu Versuchen der Letztbegründung kommen kann, man denke etwa an gegenwärtige Formen des wirtschaftlichen Marktfundamentalismus, jedoch können diese unweigerlich als politisch dechiffriert werden und somit nie das „Siegel der vollständigen Legitimität“ (Lefort 1990, 296) erlangen. Aus der – mit der Moderne einsetzenden – Krise des Grundes erwächst also eine erhöhte Aufmerksamkeit für die politische Tätigkeit des Gründens; aus der Abwesenheit des *einen*, letzten Grundes folgen konkurrierende und deshalb instabile, temporäre, partielle, prekäre Gründungen im Plural. Aufgrund dieser innovativen und durchaus komplexen „Strategie der Schwächung des ontologischen Status von Fundamenten“ (Marchart 2010, 62), haften diesen nunmehr die Eigenschaften der grundsätzlichen Fraglichkeit, Problematisierbarkeit, oder – in Synthese aus Oliver Marcharts Formulierung und Judith Butlers Begriff der Vulnerabilität (vgl. Butler 2016)⁶ – *Vorletzbarkeit* an. Übertragen auf die sozio-politische Ebene, mit welcher sich Postfundamentalismen hauptsächlich beschäftigen, muss damit von einer dadurch errungenen Fähigkeit der grundsätzlichen, durchaus handlungsmotivierenden

⁶ Für deutschsprachige Auseinandersetzung mit Butlers Vulnerabilitätsbegriff, siehe beispielsweise Flatscher (2014); Pistrol (2016); Zeillinger (2019).

Veränderbarkeit gesellschaftlicher Institutionen ausgegangen werden (vgl. Flatscher 2024),⁷ womit aus postfundamentalistischer Perspektive gerade die Unmöglichkeit soziotranszendenter Gründe zum wichtigsten gesellschaftlichen Fundament wird (vgl. Landau, Pohl, und Roskamm 2021a, 13).⁸ Damit kommen zwei weitere zentrale und bereits touchierte Begriffe als Achsen des postfundamentalistischen Theoriemobiles hinzu, die aufgrund des abgeschafften, jedoch nicht abwesenden letzten Grundes in Erscheinung treten: Kontingenz und Konflikt. Hierbei handelt es sich sozusagen um die Triebkräfte des Sozialen. Der Begriff der Kontingenz bezeichnet das, was weder notwendig noch unmöglich ist und wird damit aus der Negation sowohl von Notwendigkeit als auch Unmöglichkeit gewonnen. In Anbetracht der eben dargestellten Abgrenzung zum Antifundamentalismus, ist dem noch hinzuzufügen, dass „[a]uch wenn das Kontingente diese Bestimmung mit dem Zufälligen teilen mag, [...] es dennoch zu unterscheiden [ist] vom Arbiträren, d. h. von Beliebigkeit.“ (Marchart 2019, 572) Stattdessen handelt es sich bei Kontingenz um ein „Reflexionsprodukt der Moderne“⁹ (ebd., sowie Marchart 2010, 74f, 2013, 26f), in welcher

[d]er Blick auf Kontingenzen [...] so eingeübt [ist], daß er alle Suche nach Notwendigem, nach Geltungen a priori, nach *unverletzlichen* Werten begleitet und in der Kontingenz dieser Bemühung (die als Bemühung sichtbar wird) die Ergebnisse in Kontingentes transformiert [...]. (Luhmann 1992, 94, Hervorhebung: RS)

Die Realität dieser Welt, und das macht der Kontingenzbegriff erkennbar, ist nicht gleichzusetzen mit ihrer bloßen Existenz oder Vorhandenheit. Diese Aussage tätigen zu können, erfordert das Legen eines sprachphilosophischen Parketts, auf dem Postfundamentalismen zum Schwingen des Tanzbeins und zur Dynamisierung des traditionellen metaphysischen Verhältnisses aus Grund und Gegründetem anregen können.¹⁰ Dieses Parkett besteht einerseits aus dem Ablassen von dem, was Ernesto Laclau und Chantal Mouffe eine „referenzielle Theorie der Bedeutung“ (Laclau und Mouffe 1990, 109) nennen, wonach ein eindeutiger, kausaler Zusammenhang zwischen einem Begriff und dem Objekt,

⁷ Für eine tiefergehende Besprechung von Institutionen aus Sicht postfundamentalistischer bzw. radikaldemokratischer politischer Theorie siehe Herrmann und Flatscher (2020).

⁸ Diese Fähigkeit der grundsätzlichen Veränderbarkeit beinhaltet natürlich auch gewisse Gefahren, worauf etwa Lefort (1990) hinweist.

⁹ Die Verallgemeinerung der Kontingenzerfahrung der Moderne ist ihrerseits nicht-notwendig und damit selbst kontingent. Während die Kontingenzbehauptung zwar jede historische Periode umfasst, ist damit nicht gesagt, dass sie auch immer, und in so allumfassendem Maßstab realisiert wird (vgl. Marchart 2010, 74f).

¹⁰ Als Bodenleger treten dabei Ferdinand de Saussure und Ludwig Wittgenstein auf, auf deren Beiträge jedoch im Rahmen dieser Arbeit nicht genauer eingegangen werden kann.

das er bezeichnet, bestünde. Stattdessen muss Sprache als ein System gefasst werden, das einzig und allein auf Differenzen innerhalb dieses Systems beruht, in welchem jegliche Identität rein relational, durch Abgrenzung zu jeweils anderen Begriffen bzw. Bezeichnungen gewonnen wird (vgl. auch Glasze und Matissek 2021a). Über diese saussure'sche Erkenntnis gilt es jedoch, nach Laclau und Mouffe, mit Jacques Derrida noch hinaus zu gehen und zusätzlich die Abwesenheit eines Nullpunkts oder Zentrums im Koordinatensystem dieser Relationalität zu behaupten, um nicht in die strukturalistische Falle eines geschlossenen Systems zu tappen, das einen neuen letzten Grund darstellen würde. Mit diesen Bestimmungen des Signifikationssystems als relational, ex-zentrisch und daher nicht in sich geschlossen, lässt sich sprachphilosophisch erklären, wie es einerseits zur Unmöglichkeit der letztgültigen Fixierung von Bedeutung kommt, jedoch andererseits Bedeutung als solche nicht abgeschafft und stattdessen *ein gewisses Ausmaß* an Bedeutung – durch Anstrengungen der partiellen Fixierung – zu schaffen möglich wird (vgl. Laclau und Mouffe 2014, 91f). Diese Formel ist uns bereits bekannt, denn Laclau und Mouffe übertragen, mit den genannten postfundamentalistischen Konsequenzen, diese sprachphilosophische Einsicht auf das soziale Feld:

Dieser rein relationale oder differenzielle Charakter ist klarerweise kein exklusives Merkmal linguistischer Identitäten, sondern jeglicher Signifikationsstruktur - das heißt, jeglicher Sozialstruktur. [...] Wenn alle Identität differenziell ist, so reicht es aus, dass das System der Differenzen nicht geschlossen ist, [...] damit jegliche Identität (i.e., das *Sein*, nicht die *Existenz* der Dinge) instabil wird. Dies offenbart die Unmöglichkeit daran, dem Sein der Dinge eine fixe Essenz zuzuschreiben, und ermöglicht damit die Schwächung der *Form*, welche den Eckpfeiler traditioneller Metaphysik darstellt. Menschen konstruieren ihre Welt im Modus des Sozialen und es ist diese Konstruktion, welche stets prekär und unvollständig bleiben wird, mit welcher sie den Dingen ihr Sein verleihen. (Laclau und Mouffe 1990, 109–10)

Durch diese Wendung, angestoßen von Linguistik und Dekonstruktion, entgründen Laclau und Mouffe das Soziale und kappen das eindeutige, kausale Begründungsverhältnis zwischen sozial Seiendem und dessen Sein oder Essenz, wie dies in der traditionellen Metaphysik gedacht wurde.¹¹ Anders gesagt: Aufgrund der unweigerlich offenen Struktur jenes Signifikationssystems, innerhalb dessen jegliche Bedeutung durch Bezeichnung hergestellt wird, lässt sich keine Bezeichnung endgültig fixieren, wodurch keine hergestellte Bedeutung

¹¹ Währenddessen bleibt die bloße Existenz des Seienden davon unberührt, schließlich hatten wir bereits beteuert, dass sich hier nichts in Luft auflöst. Diese Wendung kann daher auch beschrieben werden als eine Abwendung von der bloßen Existenz eines Objekts als Ausgangspunkt der Überlegungen, hin zu dessen Ermöglichungsbedingungen (vgl. Laclau 1994; Marchart 2010, 61–67).

(und jede Bedeutung ist sozial her-gestellt) mit einer Essenz des Bezeichneten in ein formschlüssiges Begründungsverhältnis treten kann.¹² Die Möglichkeit des Zugriffs auf eine Essenz der Dinge, auf ihr reines Sein, oder ihren Grund, vom Feld des Sozialen aus (und kein anderer Ausgangspunkt steht uns zur Verfügung) wird vollständig negiert und als Essenzialismus verworfen. Stattdessen wird die Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem, zwischen Signifikant und Signifikat, zwischen Sein und Seiendem, zwischen Grund und Begründetem dynamisiert: Eine *Schwächung der Form* wird vollzogen,

was bedeutet den historischen, kontingenten und konstruierten Charakter des Seins von Objekten zu zeigen; und darin zu zeigen, dass dies abhängig ist von der Wiedereinsetzung dieses Seins in ein Ensemble relationaler Bedingungen, welche das Leben der Gesellschaft als Ganzes konstituieren. (Laclau und Mouffe 1990, 111)

Diese Schwächung gelangt dann zu ihrer vollen Durchschlagskraft, wenn, wie Marchart mit Derrida ausführt, aufgrund der „notwendigen Simultaneität, wenn nicht Identität der Ermöglichungs- und Verunmöglichungsbedingungen aller Signifikation“ (Marchart 2010, 78), Kontingenz im Feld des Sozialen mit Notwendigkeit auftritt. So ist, wie bereits beschrieben, Bedeutungsproduktion überhaupt erst möglich geworden, aufgrund der relationalen, exzentrischen und offenen Struktur des Signifikationssystems, da ansonsten Bedeutungen unbeweglich am Grund verankert wären. Sind sie jedoch durch die beschriebene sprachphilosophische Intervention erstmal aufs postfundamentalistische Parkett bewegt, so ist der Grund für die Möglichkeit ihrer Bewegung gleichzeitig der Grund für die Unmöglichkeit ihres Stillstandes: Ist Bedeutungsproduktion erst von einem (transzendenten) Zentrum abgelöst, das den letzten Takt der Musik in Aussicht stellte, wodurch soll sie dann angehalten, das heißt, erreicht werden? Aufgrund dieser spezifischen Auffassung des Sozialen als Signifikationssystem erweist sich soziale Bedeutungsproduktion als notwendigerweise kontingent (vgl. ebd.). Mit dem zunehmenden Bewusstsein über das, was Laclau später als *rhetorische* Instituiertheit von Gesellschaft bezeichnet (vgl. Laclau 2014), und der damit vollzogenen Verkreuzung von Signifikationstheorie und gesellschaftlicher Ordnungsbegründung, erhält der Kontingenzbegriff den Status der Notwendigkeit. Wie Marchart auf konzise Weise die Bedeutung der Behauptung notwendiger, oder, radikaler Kontingenz im sozialen Feld zusammenfasst, impliziert dieser,

¹² In Anlehnung an Heidegger und Derrida sprechen Laclau und Mouffe daher auch von einer ‚Metaphysik der Vorhandenheit‘, der gegenüber sie sich abgrenzen (vgl. Laclau und Mouffe 1990, 108).

dass das modale Merkmal, weder unmöglich noch notwendig zu sein, selbst notwendigerweise auf alle Umstände zutrifft. Was damit ausgeschlossen wird, ist die Möglichkeit irgendeiner sozialen Entität, die nicht kontingent wäre. Somit verschränkt der starke Kontingenzbegriff die Möglichkeit von Identität als solcher untrennbar mit der Unmöglichkeit ihrer vollständigen, also nicht-kontingenten Konstruktion [...]. In diesem Verständnis kann der Begriff der Kontingenz eingesetzt werden als ein operationaler Term, der die notwendige Unmöglichkeit systemischer Schließung oder, in ontologischer Terminologie, die Unmöglichkeit einer ungebrochenen Seiendheit des Seins oder Grundes bezeichnet. (Marchart 2010, 78)

Der Begriff von notwendiger Kontingenz deckt also als soziopolitisches Korrelat die bereits vorgestellte Behauptung des ontologischen Antagonismus am Grund von Gesellschaft. Oder zumindest einen Teil davon, umfasst doch der Begriff des Antagonismus eine Art der Gegnerschaft. So erscheint der Hinweis darauf, dass Kontingenz nicht mit Beliebigkeit oder Zufall gleichzusetzen ist, in neuem Licht: Er deutet unweigerlich auf die zutage tretende Konflikthaftigkeit, welche sich als „gleichursprünglich“ (Marchart 2013, 33) mit Kontingenz in der dargelegten, spezifischen Bedeutungsfärbung entpuppt. Überall dort, wo soziale Tatbestände, objektive Tatsachen oder naturalisierte Fakten fraglich geworden sind, werden Konflikte darüber ausbrechen, wie mit dieser gewonnenen Fraglichkeit (oder anders herum: verlorenen Gewissheit) umzugehen ist. Kontingenz und Konflikt gehen Hand in Hand; Kontingenzbewusstsein beinhaltet die Affirmation der Konflikthaftigkeit des Sozialen. Das eine ist nicht ohne das andere zu haben: Dort, wo aufgrund von Kontingenz aus dem singulären Grund die Pluralität der Gründungen ausbricht, lässt sich ein Konflikt um immer weitere Gründungen, Neugründungen die zu vorangegangenen Gründungsversuchen in Konkurrenz treten, sowie letztlich Versuchen der Entgründung¹³ konkurrierender Gründungen nicht verhindern. Anders gesagt: Sobald ein Streit zwischen zwei oder mehreren sich widersprechenden Positionen eintritt, von denen keine sich auf einen letzten Grund beziehen kann, ist der Ausgang des Streits ungewiss und der Streit selbst letzten Endes nie völlig beilegbar. Die Ordnung sozialer Verhältnisse erscheint damit als historisch kontingente Setzung zugunsten derjenigen Streitteilnehmer*innen, die ihre Position durchgesetzt haben werden. Und diese kontingente Setzung bleibt – mangels eines letzten Grundes oder einer absoluten Gewissheit – selbst stets strittig. Unter der Prämisse der diskursiven Instituiertheit von Gesellschaft wird schließlich die Zerschmetterung der Behauptung der Alternativlosigkeit im Feld des Sozialen ermöglicht und dieses damit irreparabel politisiert.¹⁴ Am Ende dieser

¹³ Mehr zum Begriff der Entgründung in Kapitel 1.1

¹⁴ Hier wird die Tragkraft postfundamentalistischen Denkens zu Zeiten der Klimakrise deutlich: Trotz (oder wegen) der Auflösung ihrer Grundlagen bleiben politische Projekte explizit anstrebbare, wird das Erschaffen

Argumentation steht also die Einsicht, dass Institution und Destitution, Gründung und Entgründung in einem chiasmatischen Verhältnis zueinander stehen und entsprechend weder das eine, noch das andere jemals erreichbar oder abschließbar wäre (vgl. Flatscher 2024; Herrmann und Flatscher 2020a; Landau, Pohl, und Roskamm 2021a; Marchart 2010, 59–84). Wo im wohlgeordneten Ballsaal der Metaphysik jedes Gegründete seinen Grund zum festen Partner hatte, herrscht auf dem grundentziehenden Parkett des Tanzcafés zum Postfundamentalismus mangels solch fester Beziehung freie Partnerwahl. Und – *die p. t. Gäste werden höflichst gebeten, die Tanzlokalität ohne Messer zu betreten* – das Buhlen um Tanzpartner*innen, die die vorübergehende Erfahrung der Vollständigkeit erlauben, bleibt nicht konfliktfrei. Diese konfliktiven Erfahrungen sozialer Negativität, so weist Lois McNay hin, werden jedoch von postfundamentalistischen Denker*innen, insbesondere jenen der, wenn man so will, postfundamentalistisch Gründerzeit, darunter Ernesto Laclau, Chantal Mouffe, Jacques Rancière, William E. Connolly oder Jacques Derrida oftmals vernachlässigt.¹⁵ Mehr noch, McNay verortet den Grund für diese Vernachlässigung exakt in der postfundamentalistischen Innovation der ontologischen Wende, also dem Gewinn der Unterscheidung von Ontischem und Ontologischem, Politik und Politischem. Die Gefahr, die McNay hier identifiziert, besteht darin, dass durch diese Trennung, die aus dem gegenwartsdiagnostischen Anliegen der Stärkung des Politischen an der politischen Theorie erwuchs, eine vermeintlich vorübergehende Stilllegung des Sozialen sich als weniger vorübergehen entpuppt, als zuerst beabsichtigt und schließlich die Stärkung des Politischen begleitet wird von einem Rückzug des Sozialen (vgl. McNay 2014, 4). Dieser Rückzug hätte demnach zur Folge, dass sich postfundamentalistische Theorien einer „sozialen Schwerelosigkeit“ (ebd.) schuldig machen, die gekennzeichnet ist von einem zu hohen Abstraktionsgrad des Nachdenkens über die Welt, welches in Folge die Verbindung zum alltäglichen Leben und den darin stattfindenden Praxen verliert und somit selbst an transformatorischen oder emanzipatorischen Wert einbüßt. Dieser Vorwurf trifft insbesondere

alternativer vorletzter Gründe, kontingenter Fundamente zur eigentlichen Aufgabe politischen Handelns. So setze sich etwa gegenüber der wirtschaftsliberalen Wunschvorstellung, der Markt regle mit unsichtbarer Hand auch gesellschaftliche Entwicklungen und mache damit das politische Handeln obsolet, in der Klimaprotestbewegung, unter virulentem Bewusstsein um die Brüchigkeit der vorherrschenden gesellschaftlichen Ordnung in Relation zu ihren materiellen Grundlagen und deren kommenden Entzug, eine simple, politische Losung durch: „Act now!“

¹⁵ McNay schreibt von radikaldemokratischem Denken, jedoch gibt es zwischen radikaler Demokratietheorie und Postfundamentalismus eine deutliche Schnittmenge und so behandelt McNay Autor*innen wie Chantal Mouffe, welche auch im zweiten Teil dieser Arbeit aufgegriffen wird, ebenso wie sie Derrida und Deleuze und deren Ontologien des Kommenden und des Werdens streift.

postfundamentalistische Theoriebildung hart, da die versprochene Politisierung, welche den Kern des theoretischen Projekts ausmacht, gerade die Veränderbarkeit des Gegebenen, also des Alltäglichen, ermöglichen sollte. Diese, der ontisch-ontologischen Differenz entspringende, problematische Tendenz zeigt sich nach McNay daran, dass

es regelmäßig zu einer Art ontologischen Reduktion nach oben kommt, in welcher soziales Sein ausschließlich durch bestimmte, vermeintlich grundlegende politische Dynamiken interpretiert wird und dadurch dessen spezifische Ausprägung und eigenständige Bedeutsamkeit aberkannt wird. (McNay 2014, 12)

Aus dem oben beschriebenen Postulat radikaler Kontingenz folgt nach McNay keineswegs, das soziales Dasein deshalb ohne Weiteres so mühelos veränderbar wäre, wie es der Formalismus sprachbasierter Ansätze, wie jener des frühen Laclau und der frühen Mouffe suggeriert. Dieser Schwerelosigkeit steht die Leidenserfahrung habitualisierter Körper gegenüber, die sich als gewichtige Widerständigkeit äußern und sich aufgrund ihrer Materialität der fluiden Eingemeindung in ein gegenhegemoniales Projekt¹⁶ widersetzen kann. Ein Schritt in Richtung der Lösung dieses durchaus schwerwiegenden Problems postfundamentalistischer Ansätze bestünde nach McNay darin, den Gedanken des chiasmatischen Begründungsverhältnisses von Sein und Seiendem ernst zu nehmen und die ontologischen Erkenntnisse auf das schiefe Terrain des Sozialen anzulegen, da dessen Missachtung

stillschweigend das, was als zirkulärer Zusammenhang zwischen den Feldern des Sozialen und des Politischen gedacht werden sollte, transformiert wird in eine konzeptuelle Hierarchie, in der letzterem eine unerklärte Priorität gegenüber dem ersteren angedeiht. Die Loslösung des Feldes des Politischen von seinen sozialen Möglichkeitsbedingungen entleert es eines Großteils seines Inhalts und beeinträchtigt seine Relevanz für jene Alltagspraxen, die es erhalten und erneuern. (ebd., 15)

Exemplarisch für dieses Problem kann etwa Laclaus und Mouffes Verwendung des Begriffs der ‚Sedimentierung‘ angesehen werden. Es handelt sich dabei um eine geologische Metapher, welche das Absinken der durch das Politische aufgewirbelten Partikel des Sozialen beschreibt und die lediglich die Grenze zu einer versteinerten Positivität zu markieren scheint, deren Versteinerung einer strukturellen Logik gleich kommt (vgl. Opratko 2022, 146–47) und keiner Reflexion ihrer Materialität zugeführt wird. Dem kommt hinzu, dass neben der Materialität des Sozialen auch die Materialität der nicht-menschlichen Umwelt selten

¹⁶ In Laclaus und Mouffes Terminologie würde man hier von Äquivalenzkettenbildung sprechen.

Gegenstand postfundamentalistischer Auseinandersetzung gewesen ist,¹⁷ was sich nicht zuletzt an Chantal Mouffes rezentester Publikation zeigt, mit welcher sie zwar ein Bewusstsein für dieses Problem signalisiert, jedoch kein tragfähiges Konzept der Reflexion von Materialität anbieten kann (vgl. Mouffe 2022). Diese Schwierigkeiten mit dem Nicht-Menschlichen bzw. dessen unsichtbar machende Subsumierung unter das ebenfalls potenziell vernachlässigte Soziale wird in weiterer Folge problematisiert werden.

Im Kreuzungsfeld von Form und Materie: Forschungsprogramm dieser Arbeit

Nach dieser schematischen Darstellung der beiden für diese Arbeit zentralen Theorieströmungen, sollte klar werden, dass die Flughöhe, auf der sich die folgende Arbeit bewegen wird, jene der Ontologie sein wird. Dabei wird explizit auf die politischen Implikationen des jeweiligen Seinsvorstellungen geachtet und versucht werden den Leistungen der beiden vorgestellten Theorieströmung anerkennend zu begegnen. Gleichzeitig – und dies sollten die vorangegangenen Betrachtungen deutlich gemacht haben – weisen sowohl Neomaterialismus, als auch Postfundamentalismus gewisse Defizite auf, die nicht leichtfertig hingenommen werden sollten. Allerdings – und darin gründet das Anliegen meines eigenen Vorhabens – kann sich gerade die Gegenüberstellung von postfundamentalistischem und neomaterialistischem Denken insofern als gewinnbringend erweisen, als dass die Stärken des einen Ansatzes als produktives Supplement für die Schwächen des jeweils anderen Ansatzes mobilisiert werden können. So kann die skizzierte konfliktaverse, ethisierende Konzeption des Politischen seitens neomaterialistischer Ansätze mithilfe des postfundamentalistischen Werkzeugkastens zurechtgerückt werden, während postfundamentalistische Denker*innen von der Entsendung neomaterialistischer Aufklärungstruppen in das bislang wenig erkundete Gebiet der Materialität profitieren und eine Ausweitung der Kampfzone noch über das Soziale hinaus verbuchen können. Denn der Landgewinn im Kampf um Hegemonie erfordert genaue Kenntnis der Schwachstellen der gegnerischen Positionen. Darum ist der neomaterialistische Hinweis durchaus angebracht, wonach

[w]ir natürlich die Welt verändern müssen, anstatt sie bloß philosophisch zu verstehen, aber wir müssen auch die strukturellen Formen und Flüsse von Materie verstehen, um

¹⁷ Wobei diese Bewegung zur Zeit durch den Einfluss postfundamentalistischen Denkens auf Disziplinen wie die Architektur und die Geographie von dort aus, mit den Gegenständen der jeweiligen Disziplinen, nachgeholt wird (siehe etwa Glasze und Mattissek 2021b; Heindl 2020; Landau, Pohl, und Roskamm 2021b; Roskamm 2017).

nachvollziehen zu können was verändert werden muss und wo die Schwachstellen liegen (was Systemtheoretiker*innen „Hebelpunkte“ nennen) [...] (Coole 2014b)

Die Absicht dieser Arbeit liegt also in der produktiven Verschränkung der beiden untersuchten Ansätze. Diese Verschränkung ist insofern nicht unmittelbar offensichtlich, als es bisher eine erstaunliche Unterlassung der gegenseitigen Rezeption zwischen den beiden Theorieströmungen zu bemerken gilt. Während es in jüngster Zeit verstärkt Bemühungen gibt postfundamentalistisches Denken für interdisziplinäre Anwendungsgebiete, insbesondere jene der Geografie, Stadt- bzw. Raumplanung und Architektur zu öffnen, blieben die Beiträge Neuer Materialismen – selbst von Interdisziplinarität gekennzeichnet – und deren Synergiepotential mit postfundamentalistischer Theoriebildung weitgehend unbeachtet.¹⁸ Umgekehrt gibt es trotz eines konstatierten Mangels tragfähiger Politikverständnisse auf neomaterialistischer Seite und dem Forschungsdesiderat, wonach dieser Mangel durch die Einbindung radikaldemokratischer bzw. postfundamentalistischer Theoriebildung wünschenswert wäre (vgl. Hoppe 2017; Hoppe und Lemke 2021) bislang keine Anstrengungen in diese Richtung.¹⁹ Der Grund für diese neomaterialistisch-postfundamentalistische Funkstille, so die These dieser Untersuchung, liegt an der angedeuteten hylemorphischen Arbeitsteilung zwischen den Ansätzen, also der Trennung in die Arbeit an der Schwächung der Form einerseits, und der Stärkung der Materie andererseits. Während sich postfundamentalistisches und neomaterialistisches Denken nun sozusagen mit zugewandtem Rücken einander annähern, möchte ich den Versuch unternehmen diese Annäherung unter dem Vorzeichen des Blickkontakts stattfinden zu lassen und die Schwächung der Form explizit *als* Stärkung der Materie zu lesen, und umgekehrt. Um den Dualismus aus Form und Materie seinerseits unter dem Gesichtspunkt der Materialität fassen zu können, möchte ich den Baustoff Beton als titelgebenden Gegenstand ins Spiel bringen, da

¹⁸ Die erwähnenswerten Versuche der Ausnahme stellen der Sammelband „Radical Democracy: Politics Between Abundance and Lack“ von Lars Tønder & Lasse Thomassen dar, zu dem mit Jane Bennett eine neomaterialistische Position (eher symbolisch) unter Radikaldemokrat*innen geladen wurde (Tønder und Thomassen 2005), sowie der Band „Political Matter: Technoscience, Democracy, and Public Life“, der das Politische aus neomaterialistischer Perspektive zu greifen versucht und hierzu umgekehrt mit William E. Connolly einen Radikaldemokraten in die Reihen des Neomaterialismus und der Science and Technology Studies einlädt. Dabei fällt auf, dass Bennett und Connolly jeweils bei beiden Tagungen vertreten waren.

¹⁹ Mit Ausnahme eines sich wiederholenden Rekurses von Neomaterialist*innen auf Jacques Rancière, insbesondere seinem Text ‚Das Unvernehmen‘ (Rancière 2002). Wie jedoch Bennett etwa selbst schreibt (vgl. Bennett 2005), verwehrt sich Rancière gegen eine neomaterialistische Auslegung seiner Arbeit. Die Frage nach dem *logos* des Nicht-Menschlichen, nach der Semiose von Steinen, Pflanzen, Flussläufen (vgl. Povinelli 2023) verläuft sich dabei regelmäßig in Poesie.

dieser, so eine weitere These, wie kein anderes Material eine solche chiasmatische Verschränkung exemplifizieren kann, da er erlaubt klassische Form- und Materieverständnisse an ihre Grenzen zu bringen und mithilfe seiner konflikthaften Stofflichkeit diese Theorieverschränkung gleichsam zu materialisieren und als im Alltag sozialer Praxis allgegenwärtig zu verorten. Dieses Anliegen entsteht nicht zufällig. Zum Zeitpunkt der Konzeption und Ausarbeitung dieser Arbeit – in den Jahren 2022 und 2023 – zeigen sich in nie dagewesener Dramatik die Folgen des menschengemachten Klimawandels, mittlerweile klar als Klimakrise erkennbar. Der Kontinuität der Entwicklung der gegenwärtigen (Demokratie-)Theoriedebatten, welcher Claude Lefort auf berühmt gewordene Art und Weise als die Auflösung der „Grundlagen aller Gewissheit“ (Lefort 1990, 296) *gesellschaftlichen* Lebens attestierte, ist nunmehr klar sichtbar und deutlich spürbar die Auflösung der *materiellen* Grundlagen der Gewissheit beigestellt. Obwohl wir uns damit eines Topos des postfundamentalistischen Denkens bedienen, beweisen sämtliche (mehr oder weniger) scheiternden Klimagipfel, überschrittenen Klimaziele und politische Diskurse die von marktliberalen Einschränkungs- und Verzichtsängsten bis zu offener Klimawandelleugnung reichen, dass fundamentalistische Gründungs- und Erhaltungsvorstellungen von Gesellschaft sowie der offensive Ausschluss kollektiver materieller Grundlagen aus dem Denken ihres Fundaments auch in Zeiten extremer gesellschaftlicher Verunsicherung, verursacht durch materielle Instabilität, möglich sind und sogar hegemonial bleiben können. In Summe ist festzuhalten, dass nicht bloß soziale, ökonomische und kulturelle Zustände als Ereignisse kontingenten politischen Handelns erkennbar und erfahrbar geworden sind, sondern mittlerweile vermehrt auch geologische, klimatische, biologische, kurz: materielle Zustände. Pierre Charbonnier stellt in seiner ökologischen Ideengeschichte fest, dass nach dem Entfall von äußeren, transzendenten Autoritäten wie göttlicher Ordnung und königlicher Herrschaft eine neue – in ihrem Kern moderne – radikale Abhängigkeit eingeführt wurde, nämlich jene „von der Materie und den Mitteln, die eingesetzt werden, um sie so massiv wie möglich in die Wirtschaft einzubringen.“ (Charbonnier 2022, 43) Tatsächlich stellte sich die Frage, weshalb die Relationen zwischen Gesellschaft und Materie die längste Zeit so unterbeleuchtet blieben, standen doch „[d]er Boden, die Maschinen und die Energie [...] seit jeher im Zentrum der Moderne, und dennoch sind sie nie so weit in die politischen Kategorien eingedrungen, dass sie uns für die politischen Probleme, die sie aufwerfen, ausreichend sensibilisiert hätten.“ (ebd., 44-45) Daher erscheint es mir geboten, das uns verfügbare theoretische Instrumentarium anzuwenden und gesellschaftlichen und materiellen Auflösungsprozesse zusammen zu denken.

Mit diesen Vorbemerkungen über die palpable Nähe von postfundamentalistischem Denken und neomaterialistischer Theoriebildung, sowie des Synergiepotentials ihrer weiteren Annäherung, möchte ich das Forschungsprogramm dieser Arbeit wie folgt fassen: Die Aufgabe wird darin bestehen, eine Auseinandersetzung um politische Ontologie, bzw. das Denken des Seins und dessen Auswirkungen auf Konzeptionen des Politischen zu führen. Ziel dieses Vorhabens ist es, das konflikthafte Kontingenzbewusstsein postfundamentalistischen Denkens an die Materialität des Sozialen und der nicht-menschlichen Umwelt anzulegen, sowie das Denken von Materieflüssen und einer werdenden Welt hinsichtlich seiner politischen Durchsetzungskraft zu befragen. Hierzu werden, wie bereits angedeutet, Postfundamentalismus und Neomaterialismus in ein chiasmatisches, sich wechselseitig befragendes Verhältnis gesetzt, um produktiv der Frage nachgehen zu können: Wo genau liegen die Schnittstellen des ontologischen Denkens der beiden behandelten Denkrichtungen zum Ontisch-Sozialen und wie ist dessen Materialität als Materialität in den Blick zu bekommen? Im ersten Abschnitt dieser Arbeit werde ich mich deshalb eingehend mit der Genealogie postfundamentalistischer, sowie neomaterialistischer Ontologien beschäftigen. Ausgangspunkt dieser Beschäftigung ist das Einsetzen des Denkens Martin Heideggers sozusagen als Drehscheibe des Modernen Denkens des Seins. Sowohl Postfundamentalismen, als auch Neomaterialismen nehmen von Heidegger ihren Ausgang und verfestigen sich, zumindest in Form von Familienähnlichkeiten, zu den jeweils spezifischen Ontologien. Um das verfolgte chiasmatische Befragungsverhältnis zwischen Postfundamentalismus und Neomaterialismus produktiv zu machen, empfiehlt es sich aus meiner Sicht, den gemeinsamen Ursprung aufzusuchen und die Abzweigungen ebenso wie mögliche Konfluenzen aufzuspüren. Diesen Neukonzeptionen folgend wird im zweiten Schritt die Destabilisierung und Pluralisierung der Ontologie in den Blick genommen. Dabei soll ein Verständnis ihrer unterschiedlichen Spielarten – von Mangel- und Überflussontologien – entwickelt, jedoch, im Sinne der Annäherung von Postfundamentalismus und Neomaterialismus, an einem Verständnis der ontologischen Prämissen gearbeitet werden, unter denen Mangel und Überfluss in ihrer Wirkung gleichzusetzen sind. Fortgesetzt wird im dritten Abschnitt durch eine materielle Ausdeutung der politischen Konsequenzen des Denkens der ontisch-ontologischen Differenz. Hierzu soll das genannte chiasmatische oder zirkuläre Verhältnis von Sein und Seiendem mithilfe der von Jacques Derrida und Henri Lefebvre mit unterschiedlichen Perspektivierungen eingeführten Figur des Gespenstes ausgedeutet werden. Während Derrida mit seinem Hantologie-Begriff auf die Heimsuchungen des Seins aus dem ontischen Diesseits aufmerksam macht, gewinnt Lefebvre dieses Denken

des Spektralen aus seiner Auseinandersetzung mit der Stadt und ihrer (Kon-)Textualität. Dies erlaubt gezielt den Beton als Bindemittel dieser Arbeit in Szene zu setzen und das Spannungsverhältnis zwischen Ontologie und Materialität zu behandeln. Den ersten Teil abschließend folgt der Versuch der Verkreuzung von postfundamentalistischem und neomaterialistischem Denken unter dem Vorzeichen des chiasmatischen oder zirkulären Verhältnisses von Ontologie und Materialität mit Hilfe des hierfür oben eingeführten, jedoch re-akzentuierten Begriffs der *Vorletzbarkeit*. In einem zweiten Schritt sollen Ansätze der postfundamentalistischen und neomaterialistischen Theoriebildung auf deren Entwürfe von-, und Zugängen zur Materie durchleuchtet werden. Die zentrale Frage wird dabei sein, ob wir ein tragfähiges Konzept zur Politisierung von Materie auffinden können, das den gegenwärtigen klimatisch-demokratischen Herausforderungen gerecht zu werden scheint. Hierzu wird zuerst der vitalistische Ansatz Jane Bennetts herangezogen, der erste Anhaltspunkte in Richtung einer Politisierung der Materie – anhand des Beispiels von Metall – liefert. Da jedoch im Rahmen dieser Arbeit kein von Bennett vorgeschlagener Glaubenssprung in Richtung immanenzphilosophischer Lebendigkeit der Materie erfolgen soll, da dieser postfundamentalistischen Prämissen querliegt, wird mit Elizabeth Povinelli eine neomaterialistische Theoretikerin ins Feld geführt, deren Ansatz auf für diese Untersuchung produktive Weise anhand der Auseinandersetzung zwischen indigenen Gruppen und Bergbauunternehmen um Gesteinsformationen beruht. Mit Povinelli lässt sich die Diskursivität der ontologischen Einteilung in Lebendiges und Nicht-Lebendiges fassen und in politische Konsequenzen übersetzen, wobei sie selbst jedoch diesen entscheidenden letzten Schritt nicht geht. Daher erfolgt das letzte Stück der vorgeschlagenen Annäherung aus Richtung des Postfundamentalismus mit Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, deren politische Ontologie konstitutiv offen für die Bearbeitung von Materie ist, jedoch nur in Randbemerkungen eine solche Auseinandersetzungen führt. Durch eine pointiert ‚geologische‘ Lesart von Laclau und Mouffe soll schließlich der hylemorphische Brückenschlag gelingen. Abschließend soll – nicht zuletzt mit Hilfe des Betons als Gegenstand und Sinnbild dieser Untersuchung – versucht werden eine Antwort auf die Frage zu finden, wie die (Ent-)Gründung von Materie politisch konzipiert werden kann.

1. Ontologische Neukonzeptionen des (Links-)Heideggerianismus: Grund als Abgrund, Grund als Relation

*Die Welt ist flüchtig und flüssig. [...] Gott gibt Teillösungen,
das sind die schöpferischen Menschen, sie widersprechen einander,
die Welt bildet daraus immer wieder eine relative Totale, die keiner Lösung entspricht.
In diese Form der Welt werde ich wie flüssiges Erz gegossen:
deshalb bin ich nie ganz das, was ich tue und denke:
eine versuchte Gestalt in einer versuchten Gestalt der Gesamtheit.*
(Musil 1970, 1390)

Wie einleitend dargestellt, bestehen die Projekte der hier untersuchten Theorieströmungen – dem Postfundamentalismus und dem Neomaterialismus – einerseits aus der Schwächung der Form und andererseits der Stärkung der Materie. Um diese Projekte zu verfolgen, war jeweils das Zurücklassen traditioneller metaphysischer Seinskonzeptionen notwendig: So enthält die Strategie der Schwächung der Form das Verlegen eines dynamisierenden Parketts zwischen Sein und Seiendem, womit der Zugriff auf das reine Sein vom Ontisch-Seienden aus abgeschnitten und der determinierbare Kausalzusammenhang zwischen Sein und Seiendem aufgekündigt wird. Ebenso zieht die Stärkung der Materie einen Bruch mit der traditionellen Metaphysik nach sich, wenn sie die Materie aus ihrem Status der *puren* Kontingenz herausholt und ihre Materialität *als* Materialität zu berücksichtigen und in gesellschaftliche Zusammenhänge einzubetten versucht. Die Arbeit an diesen ontologischen Neukonzeptionen – also Gegenentwürfen zu den zuvor gültigen Vorstellungen des Verhältnisses zwischen dem Sein als metaphysischen Ankerpunkt, bezeichnet als Grund, und ontisch Seiendem als Gegründetem – geschieht also entlang einer Form-Materie-Dichotomie. Anstatt der Behauptung fester Fundamente mit ontologischer, überzeitlicher Gültigkeit verliehen durch Naturgesetze, anthropologische Konstanten oder Gottes Gnaden, erfolgt jedoch bei beiden Theoriesträngen eine Umstellung auf „shaky ground“ (Roskamm 2021). Das rutschige, wackelige Terrain des Postfundamentalismus besteht dabei aus einem sich entziehenden Grund, dessen Unerreichbarkeit gerade eine Vielzahl der Versuche ihn doch zu erreichen anstößt und somit das Hauptaugenmerk vom Grund an sich abwendet – ohne ihn jedoch für inexistent zu erklären – und stattdessen diese Versuche der Gründung als einzig verfügbaren Grund in den Blick nimmt. Zu wackeln beginnt der Grund des Neomaterialismus hingegen wegen dem Insistieren auf die Wirkmächtigkeit von Materie, die anstatt ihres Ausschlusses

ins Nicht-Sein über eine neuartige Vorstellung der Relationalität von Mensch und Nicht-Menschlichem, bzw. von Gesellschaft und Natur, in der Form(en) und Materie(n) – als Gefüge – verschränkt sind und sich gegenseitig durchdringen. Anstatt eines klar abgrenzbaren Grundes des in sich geschlossenen Objekts, rückt neomaterialistisches Denken die Relationen in den Fokus, die Objekte konstituieren und sie ebenso laufend destituieren und re-konstituieren. Eine letztgültige Bestimmung des Seienden wird dabei ebenso negiert, wie das Erkennen des reinen Seins, sei es auch als reines Nicht-Sein. Um diese ontologischen Gegenentwürfe nun weiter zu erkunden, wenden wir uns im Folgenden einer kurzen Genealogie ihrer Karriere zu, da deren Nachverfolgen die Grundlage der produktiven chiasmatischen Verschränkung der beiden untersuchten Ansätze verspricht. Trotz der Unterschiedlichkeit der beiden Strategien – so ein erster Schritt in Richtung der Verschränkung – besitzen diese nämlich einen gemeinsamen Bezugspunkt: Das Denken Martin Heideggers.

1.1 Parkettverlegung und Hammerschlag: Ontologie(n) zwischen Form und Materie

Um die Strategien der beiden untersuchten Theorieströmungen, namentlich die Schwächung der Form und die Stärkung der Materie in ihrer Absicht und Wirkweise verstehen zu können, erscheint es gewinnbringend, einen philosophischen Ursprung der jeweiligen Strategien zu ergründen. Wenngleich beide, Postfundamentalismus und Neomaterialismus, jeweils durchaus heterogen sind und folglich jeweils auf eine breite Basis an theoretischen Referenzen rekurren, so scheint doch eine *gemeinsame* Referenz im Denken Martin Heideggers zu finden zu sein, dessen wirkmächtige Auseinandersetzungen mit der Frage der Ontologie für beide Theorieströmungen von größter Bedeutung ist. Um diese Bedeutung zu belegen, werde ich zunächst Oliver Marchart konsultieren, der als Vertreter des Postfundamentalismus die Tragweite Heideggers Denkens auslotet. Anschließend werde ich Bruno Latour heranziehen, dessen Entwurf einer relationalen Ontologie des Dings bei Heidegger ihren Ausgang nimmt und von dort aus starken Einfluss auf das Denken des Neomaterialismus ausübt. Ziel dieses Abschnitts soll es sein, die Parallelität und gegenseitige Nicht-Rezeption zwischen Postfundamentalismus und Neomaterialismus einerseits nachzuvollziehen, andererseits aber auch, durch den Ausweis eines gemeinsamen Referenzpunktes, die intendierte Annäherung unter Blickkontakt zwischen den beiden Ansätzen zu ermöglichen und mich dabei weiter auf das Ziel der vorliegenden Arbeit

zuzubewegen und der Frage nachzugehen: Was ist das *Sein* der Materie und wie wirkt es sich auf das *Politische* aus?

Der Heidegger des Postfundamentalismus

Mit Oliver Marchart (2010) gesprochen ist Heidegger wohl der wichtigste Wegbereiter des Postfundamentalismus.²⁰ Die aus postfundamentalistischer Sicht besondere Leistung Heideggers besteht darin, einerseits eine Differenzierung zwischen Ontologischem und Ontischem vorzunehmen und andererseits darin, diese Differenzierung jedoch nicht als kausalen Zusammenhang zwischen zwei getrennten Entitäten zu konzipieren, sondern als sich notwendigerweise wechselseitig durchkreuzend. Während also die traditionelle Metaphysik die Frage nach dem Sein lediglich verkürzt als die Frage nach den obersten Ursachen und letzten Gründen stellen konnte, und damit das Sein als oberstes und letztes Seiendes interpretierte, beharrt Heidegger auf der Differenz zwischen Sein und Seiendem. Markanter noch als in seinem frühen Hauptwerk ‚Sein und Zeit‘ (auf welches wir in Kürze noch zu sprechen kommen), streicht er in seiner Vorlesung „Die Grundprobleme der Phänomenologie“ aus dem Sommersemester 1927 in Marburg diese maßgebliche Einsicht heraus:

Ontologie ist die Wissenschaft vom Sein. Sein aber ist immer Sein eines Seienden. Sein ist wesensmäßig vom Seienden unterschieden. Wie ist dieser Unterschied von Sein und Seiendem zu fassen? [...] Die rechte Beantwortung dieser Fragen ist die Grundvoraussetzung, um die Probleme der Ontologie als der Wissenschaft vom Sein ins Werk zu setzen. Wir müssen den Unterschied zwischen Sein und Seiendem eindeutig vollziehen können, um dergleichen wie Sein zum Thema der Untersuchung zu machen. Diese Unterscheidung ist keine beliebige, sondern diejenige, durch die allererst das Thema der Ontologie und damit der Philosophie selbst gewonnen wird. Sie ist eine die Ontologie allererst konstituierende. Wir bezeichnen sie als die ontologische Differenz, d. h. als die Scheidung zwischen Sein und Seiendem. (Heidegger 1975, 22)

Mit der Einführung dieser Unterscheidung eröffnet Heidegger eine Kritik der traditionellen Metaphysik, die sich insofern als abgründig erweisen sollte, als dass nunmehr der Frage nach dem Sein (nach dem Grund) nur noch im Zuge der (Unter-)Scheidung vom Seienden (dem Ontischen, Materiellen) nachgegangen werden kann. Das Sein *als* Sein lässt sich, wie Heidegger mit aller Deutlichkeit herausstreicht, niemals im Sinne eines Seienden erreichen.²¹

²⁰ Eine Behauptung, die nicht ganz unwidersprochen blieb (vgl. Oppelt und Sörensen 2019).

²¹ Für neomaterialistisches Denken relevant müsste man natürlich umgekehrt festhalten, dass auch das Sein als Nicht-Sein, also als exakte Inversion des Seins, dem Seienden unzugänglich ist.

Mit Heidegger wird also zur Verlegung des Tanzparketts angesetzt, mit welchem die Kappung des kausalen Begründungsverhältnisses traditionell-metaphysischen Zuschnitts vollzogen, der direkte Zugang vom Seienden zum Sein verunmöglicht und die Aktivität des Gründens dynamisiert wird. Aufgrund dessen, dass nun ein gesellschaftliches Fundament nicht länger als letzter, fester Grund oder abgeschlossene, naturalistische Identität zur Verfügung steht, können diese lediglich im Modus der Differenz gewonnen, das heißt, anhand eines gesellschaftlichen Aufwandes einer Abgrenzungsbemühung provisorisch hergestellt werden. In anderen Worten: Der Grund selbst ändert seinen ontologischen Status von Identität zu Differenz. Oder, wie Heidegger in seinem zweiten Hauptwerk, ‚Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis)‘ pointiert herausstreicht: „Der Grund gründet als *Ab-grund*.“ (Heidegger 1994, 29) Mit dieser Transformation vollzieht Heidegger eine *Schwächung* des ontologischen Status des Grundes (vgl. Marchart 2010, 62); er transformiert ihn von einem substanziellen Grund zu einer Leerstelle, die, während sie von Unerreichbarkeit und Unbesetzbarkeit²² charakterisiert ist, nicht einfach nur Leere bedeutet, sondern eine *anwesende* Abwesenheit. Der spürbare Effekt, den diese anwesende Abwesenheit nach sich zieht, ist das, was Laclau mangelbehaftetes Sein [*deficient being*] nennt (vgl. Laclau 2005b, 2005a, 67f). Ohne die Dimension des Abgrunds im Moment der Gründung, also ohne deren Grundlosigkeit, wäre jede soziale Identität

genau das was sie ist, als rein objektive Bezugsgröße. Zwischen dem, was sie ontisch ist und dem ontologischen Fakt, dass sie ist, wäre keine Distanz. Sie wäre eine bloße Positivität, in sich selbst geschlossen. Antagonismus ist das, was die Differenz zwischen diesen beiden Dimensionen erschafft. Diese Distanz zwischen der Vollständigkeit des Seins und dem tatsächlichen Sein ist, welche wir Mangel nennen. Allerdings verlangt die Repräsentation dieser Distanz nicht nur die diskursive Anwesenheit von tatsächlich Seiendem, sondern auch die Vollständigkeit des Seins. Dies produziert jedoch ein unmittelbares Problem, nachdem die Vollständigkeit des Seins schließlich konstitutiv abwesend ist. Die Schwierigkeit kann also folgendermaßen zusammengefasst werden: Die Distanz zwischen vollständigem und tatsächlichem Sein muss repräsentiert werden, was die Anwesenheit beider Pole in der Repräsentation beinhaltet, aber einer der beiden kann nicht *direkt* repräsentiert werden, da er gerade durch seine Abwesenheit operiert. (Laclau 2005b, 257)

Während Laclau zu dieser Zeit – rund um die Veröffentlichung seines späten Hauptwerks „On Populist Reason“ – diese Einsicht noch als Absprungpunkt in Richtung des sprachbasierten Formalismus der Bildung leerer Signifikanten nutzt, deutet Oliver Marchart die

²² Eine letztgültige Besetzung transformierte sie wieder zurück in einen Grund, dessen Möglichkeit mit Heidegger gerade ausgeschlossen wurde.

notwendigerweise indirekte Repräsentation der Abwesenheit des vollständigen Seins bzw. letzten Grundes „ein wenig prosaischer als Ent-gründung“ (Marchart 2010, 69) und verweist damit auf das unabstellbare Spiel zwischen Gründung und Entgründung, welches, und dies ist seine Sprungrichtung, klarerweise im Ontischen – oder genauer: im ontischen Modus der Politik stattfindet. Marchart beginnt damit als einer der Ersten (und tatsächlich noch vor der eingangs dargestellten Kritik McNays) eine volle Drehung im zirkulären Verhältnis der ontisch-ontologischen Differenz vorzunehmen (vgl. Marchart 2007, 169f). Hierzu verweist er noch einmal im Sinne Heideggers auf den ab-gründigen Charakter des Grundes, welcher einem chiasmatischen Verhältnis von Grund und Abgrund, oder genauer, von *Ab*-grund und *Ab-grund* unterliegt (vgl. Heidegger 1994, 379). Eine solche – für Heidegger typische – Formulierung erlaube ihm, auf aporetische Weise von Untrennbarkeit zweier Pole unter Bedingung deren gleichzeitiger Nicht-Identität zu sprechen. Dieses spezielle Verhältnis des Grundes zum Abgrund bedeutet übertragen auf das Begründungsverhältnis zwischen Sein und Seiendem, das zwar weiterhin ein Bild dessen, was ontologisch als Sein oder Grund firmiert, bestand hat, dass dieses Bild aber stets dem Ontischen entspringen muss. Denn, so Marchart,

das Ontologische, so viel ist schon beim frühen Heidegger gesagt, erscheint nur aus jeweils ontischer Perspektive. Das bedeutet zugleich, dass irgendein ontischer Inhalt in die Stelle des Ontologischen eintreten muss. Das Spiel der ontologischen Differenz erfordert einen profanen Spieleinsatz. Denn der empirisch-politisch-historischen Verschmutzung des Begriffs vom Sein (bzw. der Differenz als solcher) lässt sich nicht entkommen, wird sie doch vom Modell selbst, d.h. von der chiasmatischen Natur der ontisch-ontologischen Differenz erzwungen. (Marchart 2010, 253)

Wenn also Heidegger konstatierte, dass nie die Differenz zwischen Sein und Seiendem als solche in den Blick genommen wurde und stattdessen lediglich über die „*Seiendheit* alles Seienden“ (ebd., 71) nachgedacht wurde, so ist die Konsequenz daraus, dass die eigentliche Grundfrage nicht behandelt wurde. Die Grundfrage zu stellen hieße nun die Differenz *als* Differenz in den Blick zu nehmen, das heißt, das zu betrachten, was sich im Ereignis ihrer Differenzierung *zwischen* den Polen des Seins und des Seienden befindet.²³ Ausgehend von Heideggers Überlegungen weist Marchart nun darauf hin, dass einerseits die Differenz-*als*-Differenz autonom vom Ontischen und nicht als bloße Distinktion zu denken ist, weil sie ontologische Gültigkeit beansprucht, dass allerdings diese Differenz-*als*-Differenz ausschließlich von einem ontischen Standpunkt aus in den Blick genommen werden kann. Somit ist jede Vorstellung des Seins-als-Sein, jede Metaphysik „gleichsam das Politische

²³ Von Heidegger auch bezeichnet als *Seyn*.

ihrer Zeit in Gedanken gefasst“. (Marchart 2010, 268) Mit dieser Feststellung ist ein Verständnis des Ontologischen gewonnen, das chiasmatisch mit dem Ontischen zusammenhängt, das zwar nicht-identisch ist, aber doch untrennbar miteinander verbunden, sowie, dass es die von Kämpfen um Hegemonie verschmutzte Linse des Sozialen ist, durch welche das Ontologische vermessen wird. Exakt an dieser Stelle der Mobilisierung von Heideggers ontisch-ontologischer Differenz durch Marchart geschieht eine Öffnung des Postfundamentalismus für ein Denken der Materialität: Halten wir zwischenzeitlich fest, dass der Grund bei Heidegger zwar einerseits *gründet*, aber andererseits gleichzeitig selbst *grundlos* ist. Der Grund war in Heideggers Denken, wie bereits angedeutet, *vorletzbar* geworden, was nichts anderes bedeutet, als dass der Grund nunmehr aus hegemonialen Kämpfen innerhalb des sozialen Feldes hervorgebracht werden muss. Was mit dem Stürzen des letzten Grundes, des Grundes aller Gründe, eintritt, ist also die Notwendigkeit zur Produktion alternativer, konstitutiv *vorletzbarer* Gründe, welche den gestürzten letzten Grund zu substituieren versuchen, jedoch niemals die Spuren ihrer eigenen Kontingenz verwischen können. Anwesend ist diese Abwesenheit also insofern, als dass die positiven Gründungsversuche (im Plural) nur dadurch angestoßen, sprich: gegründet, werden, indem die Notwendigkeit zur Füllung der Leerstelle verspürbar wird.²⁴ Da die Füllungsversuche bzw. Substitutgründe allerdings klarerweise dem Feld des Ontischen entspringen, werden sie immer die dem Ontischen inhärente Partikularität in sich tragen und entsprechend wird jeder vorletzte Grund mit dieser Partikularität behaftet sein, oder, um einmal mehr Lefort heranzuziehen, wird kein Grund mehr das „Siegel der vollständigen Legitimität“ (Lefort 1990, 296) tragen können. Der Grund, wenngleich er also nach wie vor Gründungen erlaubt, zeichnet sich durch einen konstanten Entzug seiner selbst aus, oder wie Heidegger schreibt: „Der Ab-grund ist das Weg-bleiben des Grundes“ (Heidegger 1994, 397) und das wiederrum ist „*seine* Weise des Gründens“ (ebd.). Nachdem also Marchart die Bedeutung des Heidegger’schen Abgrundes explizit auf das ontische Feld des Sozialen zurückgespiegelt hatte, reagiert Laclau direkt darauf und reformuliert in einem Artikel²⁵ – der 2012 unter dem Titel ‚Antagonismo, subjetividad y política‘ erschien und 2014, wenige Wochen nach seinem

²⁴ Um das Verspüren dieser Leerstelle und die daraus resultierenden Triebe klar zu machen, wendet sich Laclau in seinem Spätwerk an die Psychoanalyse. Um den begrenzten Rahmen dieser Arbeit nicht allzu stark zu überdehnen, soll diese Debatte nicht angeschnitten werden.

²⁵ Aus Gründen der Nachvollziehbarkeit ist festzuhalten, dass Laclau wohl nicht das deutschsprachige Werk Marcharts rezipiert, auf welches ich hier rekurre, sondern das auf Englisch publizierte ‚Post-Foundational Political Thought: Political Difference in Nancy, Lefort, Badiou and Laclau‘ und hierbei insbesondere das letzte Kapitel (vgl. Marchart 2007, 169f).

Tod, auch auf Englisch übersetzt publiziert wurde – noch einmal die Bedeutung von Heideggers Intervention für sein Denken des Postfundamentalismus in gewohnter Klarheit:

Die zentrale Kategorie hier ist *Abgrund* – ein Grund der zugleich ein Abgrund [*abyss*] ist. Am Platz des Grundes befindet sich ein Abgrund; oder, um genauer zu sein, der Abgrund selbst ist der Grund. Zu sagen: Der Abgrund selbst ist der Grund, bedeutet nicht einfach die *Abwesenheit* eines Grundes, welche bloß eine Abwesenheit wäre, sondern das Geltend-Machen der *Anwesenheit einer Abwesenheit*. Und diese Abwesenheit, die anwesend ist, muss repräsentiert werden. Eine bloße Abwesenheit bedarf keiner Art der Repräsentation, aber wenn Abwesenheit als solche *innerhalb* einer Struktur anwesend ist, beansprucht sie Zugang zum Feld der Repräsentation. Diese Repräsentation kann jedoch keine direkte sein, da das, was repräsentiert wird eine Abwesenheit ist; also kann sie nur repräsentiert werden durch einen *Prozess der Ent-gründung* [*de-grounding*]. An dieser Stelle erscheint die ontologische Differenz: der ontische Inhalt verschwindet nicht, sondern wird verzerrt durch die Aktivität des *Ent-gründens*, welche – wenn wir uns den Neologismus erlauben – gleichzeitig ein Investment darstellt. Und diese Operation des Ent-gründens ist keineswegs negativ, da sie eine positive Seite hat: In Anbetracht der Tatsache, dass es keinen letzten Grund gibt, gibt es auch keine letzte Fixierung von Bedeutung; aber nachdem dieses Moment der Nicht-Fixierung repräsentiert werden muss, öffnet es das Tor für partielle Fixierungen – das heißt, Fixierungen, welche die Spuren der Kontingenz ausweisen, von denen sie durchzogen werden. Diese sind das einzige Mittel, um diskursiv den Abgrund zu zeigen, der sich an der Stelle des Grundes befindet. (Laclau 2014, 118)

Damit sind wir bei den Spuren der Kontingenz, die jeden Versuch der Bedeutungsfixierung durchziehen, angekommen. Aus dem Argument, wonach sich jeder Grund, verstanden als Abgrund, notwendigerweise als anwesende Abwesenheit eines sich entziehenden Grundes ausdrückt, folgt, dass erst durch diese grundlegende Negativität positive politische Projekte in Form der Repräsentation dieser Abwesenheit entspringen können. Der Mangel am Sein erweist sich als produktive Kraft im sozialen Feld, welche endlos scheiternde Versuche der Grundlegung perpetuiert und immer neue Befragungen der bestehenden Ordnung hervorbringen wird. Jeder dieser Versuche wird intrinsisch motiviert sein, sein Projekt mit einem möglichst stabilen Fundament auszustatten, um sich gegen gegnerische Projekte abzusichern – jedes Investment in die Absicherung des eigenen Fundaments ist ein Investment in die Auflösung eines anderen. Im Ringen um Hegemonie „ist die Belagerung wechselseitig“ (Gramsci 1991, 816)²⁶ und das Kontingenzpostulat des Postfundamentalismus

²⁶ Dieser Aussage liegt übrigens nicht die Vorstellung eines Nullsummenspiels zugrunde, wonach sozusagen ein endliches Reservoir an politischer Identität, Legitimität oder dergleichen zur Verfügung stünde, das sich alle Akteur*innen aufteilen müssen, wodurch niemand je zu einem vervollständigten Projekt gelangen könnte, es sei denn, alle Konkurrenz wäre vernichtet und totalitäre Verhältnisse durchgesetzt. Auf dem Terrain der Ontologie müssen Aussagen generellen Anspruch erheben, weshalb eine ontologische Rede vom Mangel auf alle politischen Projekte, ganz unabhängig voneinander zutreffen muss, auch auf totalitäre.

offenbart sich an diesem Punkt als gleichursprünglich mit seiner Konfliktaffinität. Ob sich ein politisches Projekt als postfundamentalistisch erweist, zeigt sich anhand der Frage, ob es immerwährende Stabilität in Aussicht stellt, oder die Kontingenz des eigenen Fundaments anerkennt und es von sich aus potentiell *verflüssigbar* hält, das heißt, die Kontingenz des eigenen Bestehens institutionell abbildet.²⁷ Denn wie bereits festgehalten, zeichnet sich postfundamentalistische Theorie durch ein Moment der unaufhörlichen Infragestellung jeglicher identitärer, fundamentaler Prinzipien aus, ohne die Notwendigkeit der Gründung als solche zu verwerfen. Der Ursprung dieses konstitutiven Zweifels an allem Selbstidentitären und Seinesgleichen liegt gleichermaßen in der durch Heidegger eingeführten ontisch-ontologischen Differenz, bzw. dem Grund und dem unsicher, prekär Gegründeten und der Beobachtung, dass die beiden, obwohl aufeinander bezogen bleibend, nie zur vollständigen Überlappung oder eben Selbstidentität finden können. Dadurch, dass sich das Ontologische stets dem Ontischen entzieht und das allgemeingültig-reine Sein nie im empirischen Seienden aufgehen wird, bleibt immer ein Rest, eine Rest-Differenz, die politisches Handeln anstößt, ohne ihm einen Endpunkt zu verheißen. Die Einführung dieses Rests vollzieht nun exakt jene Strategie der *Schwächung der Form* als ontologische Kategorie, welche das restlose, kontingenzfreie Begründungsverhältnis von Idee und Objekt, Sein und Seiendem als essenzialistisch, ahistorisch und entpolitisierend zurückweist und stattdessen diesen Formschluss unendlich aufschiebt. Wie eingangs dargestellt, erlauben postfundamentalistische Ansätze mit Hilfe des Imports Heideggers ontisch-ontologischer Differenz und deren Ausbau zur Differenz zwischen der Politik und dem Politischen auf innovative Weise eine Emanzipation des Gegründeten vom Grund und damit eine Dynamisierung gesellschaftlicher Verhältnisse. Allerdings sind, wie bereits dargestellt, gerade kanonische Postfundamentalismen, wie jene Ansätze von Laclau und Mouffe, Rancière, Connolly oder Derrida mit dem Vorwurf der „sozialen Schwerelosigkeit“ (vgl. McNay 2014) konfrontiert, wonach die Materialität bzw. Widerständigkeit habitualisierter Verhaltensformen im Sozialen durch sie vernachlässigt würde. Gerade der hegemonietheoretische Ansatz Laclaus kann jedoch – wie Marcharts Lesart, die explizit auf die Plastizität der Auseinandersetzungen um Hegemonie scharfstellt, zeigt – eine Öffnung für die Einbeziehung von Materialität ins Denken des Postfundamentalismus schaffen. Im zweiten Teil dieser Arbeit wird daher eine vertiefende Auseinandersetzung mit Laclau und Marchart stattfinden.

²⁷ Siehe hierzu den Sammelband „Institutionen des Politischen: Perspektiven der radikalen Demokratietheorie“ von Herrmann und Flatscher (2020b).

Bevor wir dazu übergehen, wollen wir jedoch noch einmal zu unserem als Drehscheibe positionierten gemeinsamen Ausgangspunkt, namentlich dem Denken Heideggers, zurückkehren und fragen, wie die Materialität – nicht nur des Sozialen – sondern der nicht-menschlichen Umwelt und deren Einwirkung auf das Soziale reflektiert werden kann. Dies ist der Einsatzpunkt des neomaterialistischen Denkens, welches versucht, den Blick in Richtung nicht-menschlicher Umwelt zu weiten und so das Soziale materiell zu re-zentrieren. Um den Impuls zum Entwurf der ontologischen Neukonzeption des Neomaterialismus nachvollziehen zu können, wenden wir uns also nun – unter geändertem Vorzeichen – dem späten Heidegger zu.

Der Heidegger des Neomaterialismus

Einen ‚Heidegger des Postfundamentalismus‘ gleichwertig neben einen ‚Heidegger des Neomaterialismus‘ zu stellen ist in Anbetracht der zentralen Stellung Heideggers Denkens im Postfundamentalismus wohl etwas gewagt, weshalb dieser Abschnitt mit einem Hinweis begonnen werden muss, dass Heideggers Einfluss auf den Neomaterialismus stärker ist, als eine cursorische Lektüre es vermuten lässt und der Zweck dieses Abschnitts darin besteht, diesen Einfluss nachzuzeichnen. Heideggers Werk selbst wird wenig durch neomaterialistische Theoretiker*innen rezipiert, jedoch durchsetzen seine Reflexionen des Seins den Kern neomaterialistischer Ontologien.²⁸ Anstatt der direkten Bezugnahme erfolgt die Heidegger Rezeption im Neomaterialismus jedoch viel eher vermittelt. Die Rolle des Mittlers, der Heidegger mit dem neomaterialistischen Denken in Relation bringt, wird dabei von Bruno Latour übernommen. Latours Hauptbezugsquelle in Heideggers Œuvre bildet dabei sein berühmter Versuch über das ‚Geviert‘, mithilfe dessen Entwurf einer multirelationalen Ontologie Latour, und in weiterer Folge zahlreiche Vertreter*innen des Neomaterialismus, eine Dezentrierung des *anthropos* vorzunehmen und Arten des Nicht-Menschlichen ins Denken des Politischen einzuschließen versuchen. Bevor also direkt zu Latours Projekt der Dingpolitik übergegangen werden kann, muss noch eine Erweiterung des heidegger’schen Fundaments vorgenommen werden, welches bisher nur aus dem Lichtkegel des Postfundamentalismus erhellt wurde und damit vor allem den frühen Heidegger in den

²⁸ Neben der Heidegger Rezeption Bruno Latours gibt es einen zweiten, für Neomaterialismen bedeutsamen Impuls, namentlich durch Gilles Deleuze, dessen vitalistische Ontologie das Sein mit dem Namen ‚Leben‘ belegt (Deleuze 1997; vgl. Badiou 2000). Um ein kohärentes Argument zu liefern und den begrenzten Rahmen dieser Arbeit nicht zu überschreiten, werde ich mich jedoch auf Latours – an Heidegger geschulter – multirelationale Ontologie beschränken.

Blick genommen hatte. Bereits in seinem Frühwerk wendete sich Heidegger gegen eine empirizistische „Ontologie der Vorhandenheit“ (Flatscher und Seitz 2018, 7), indem er die Äußerlichkeit am menschlichen Dasein hervorhebt, welches besser als *Ex-Sistenz* zu fassen ist. Mit der Einziehung eines Hyphens betont Heidegger, dass Menschen sich in einem spezifischen geschichtlich-sozialen Kontext befinden, zu welchem sie sich zwangsläufig verhalten müssen: *Ex-Sistenz* beschreibt die „inständliche Entrückung in das Da[.]“ (Heidegger 1994, 303) Er entwirft das menschliche Dasein als immer schon entrückt, als draußen, das heißt, als konstitutiv mangelhaft oder vulnerabel, weil immer schon *in der Welt* und nicht allein in sich selbst gekehrt. Dieser Entwurf der „menschliche[n] Seinsweise unterläuft [...] die traditionelle Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt“ (Posselt und Flatscher 2018, 180), in welchem das Erkenntnisobjekt dem descarte'schen *ego cogito* gegenübersteht. Die Tragweite dieser konstitutiven Relationalität des In-der-Welt-Seins erörtert der frühe Heidegger am alltäglichen Beispiel eines Hammers (vgl. Heidegger 1927, 66f). Mit einem Blick in die Werkstatt, in welcher der Hammer zum Einsatz kommt, erbringt er den Nachweis, dass Dinge sich in einem deutlich komplexeren Zusammenhang befinden, als es auf den ersten Blick erkennbar wäre. Der Hammer, nicht bloß betrachtet als Objekt, sondern als (Werk-)*Zeug* verweist nach Heidegger entlang von drei Achsen auf außerhalb seiner Selbst: dem ‚Wozu‘ seiner Verwendbarkeit, dem ‚Woraus‘ seines Bestehens und dem ‚Durch Wen‘ seiner Handhabung. Das Wozu zeigt dabei das Verhältnis des Zeugs zum Werk an, welches wiederum die „Verweisungsganzheit [trägt], innerhalb derer das Zeug begegnet.“ (Heidegger 1927, 70) So steht etwa der Hammer in einem Verhältnis zum Gehen, da der Schuh als Schuhwerk des Hammers Schuhzeug zum Tragen ist. Zusätzlich ist das Zeug selbst auch ein Werk – ein Verwenden von etwas – und besteht immer schon aus anderen (Natur-)Materialien. Wenn etwa der Hammer aus einem Holzstiel und einem Stahlkopf besteht, so ist in seinem „Gebrauch die »Natur« mitentdeckt“ (ebd.). Zuletzt besteht ein Bezug zur Benutzer*in des Hammers und deren Körper und körperliche Fähigkeiten im Moment des Hammerschlags, und damit ein Bezug auf „eine bestimmte Verwendbarkeit, auf damit verbundene Tätigkeiten und Möglichkeiten, die ihrerseits Geschichte haben[.]“ (Flatscher und Seitz 2018, 8) Auf diese Geschichte verweist Heidegger schließlich auch insofern, als er klarstellt, dass die Relationalität des Hammers als Werkzeug nicht nur in der Werkstatt zu tragen kommt, sondern auch in der

öffentlichen Welt. [...] In den Wegen, Straßen, Brücken, Gebäuden ist durch das Besorgen die Natur in bestimmter Richtung entdeckt. Ein gedeckter Bahnsteig trägt dem

Unwetter Rechnung, die öffentlichen Beleuchtungsanlagen der Dunkelheit [...].
(Heidegger 1927, 71)

Das philosophische Projekt der Auflösung eines dualistischen Subjekt-Objekt-Verhältnisses, welches ein autonomes, selbstidentisches Subjekt einem „isolierte[n], aus allen Bezügen losgelöste[n] Objekt“ (Flatscher und Seitz 2018, 7) gegenüberstellt und beide transparent *formschlüssig* in Beziehung setzt, ist dabei angetrieben von Motivation zur Rückgewinnung eines „Sinn[s] für die Reichhaltigkeit und Vielgestaltigkeit von (gegenständlicher) Erfahrung“ (ebd.) für eben diese öffentliche Welt. Anstatt der unreflektierten Vorhandenheit besteht Heidegger dabei auf das Zuhanden-Sein des Zeugs, das heißt, auf ein durch Praxis (etwa das Hämmern mit dem Hammer) erschlossenes Sein, welches jedoch nur vor dem Hintergrund einer „Zeugganzheit“ (Heidegger 1927, 68), also einem „Gesamtzusammenhang“ (Posselt und Flatscher 2018, 181) in Erscheinung tritt. So würde – um bei Heideggers Beispiel zu bleiben – ein Hammer für sich, ohne Nägel, ohne Bretter, ohne einem Entwurf des herzustellenden Werks, wenig Sinn ergeben. Erst in dem „(daseinserschlossenen) Bedeutungszusammenhang“ (Flatscher 2013, 150) der Praxis und des menschlichen Tuns erlangt der Hammer sein Sein als Zeug; das menschliche Dasein ist die Bedingung der Möglichkeit seiner Seinsweise als Zeug. Und ebenso ist „das menschliche Dasein je schon in den Bedeutungszusammenhang der Welt eingelassen[.]“ (Posselt und Flatscher 2018, 182) Obwohl mit diesem „transzendental-horizontale[n] Ansatz“ (Flatscher 2013, 151) des frühen Heidegger bereits das traditionelle Begründungsverhältnis einem dynamisierten, ontisch-ontologischen Begründungsverhältnis gewichen war, blieb es also nach wie vor auf das Dasein und damit auf den Menschen verwiesen. Dies änderte sich mit Heideggers späterem Entwurf der *multi*-relationalen Ontologie des Dings, welche zur Grundlage des Denkens von Latour wurde. Heideggers ‚*Einblick in das was ist*‘ – wie er seine Bremer Vorträge von 1949 betitelt – eröffnet er mit der Bemerkung, dass die Tatsache, wonach die Dinge noch nie als Dinge erkannt wurden, sich in der gegenwärtigen Bedrohung für die Menschheit durch die Präsenz der Atombombe widerspiegelt.²⁹ Trotz der Beschleunigung der Zeit und der Verkürzung der Distanzen, welche beispielsweise durch moderne Medien wie Film und Radio erbracht wurden, scheint nichts dem Menschen näher gerückt zu sein. Stattdessen ist mit der Explosion der Atombombe das –

²⁹ Heideggers Aufschlag, wonach ausgehend von der Bedrohung der atomaren Vernichtung der Menschheit die Frage nach dem Dingen des Dings zu stellen ist, anstatt sich mit so etwas wie einer Abrüstungspolitik zu beschäftigen, führte im Umfeld von Latours Dingpolitik-Projekt auch zu einer Art Philosophismus-Kritik an Heidegger, die womöglich etwas voreilig ein Plädoyer dafür, sich nicht länger mit Heidegger zu beschäftigen, eingelegt hat (vgl. Rorty 2005).

wörtlich zu verstehende – Entsetzliche passiert, nämlich „Jenes, das alles, was ist, aus seinem vormaligen Wesen heraussetzt.“ (Heidegger 1949, 4) Mit den technischen Entwicklungen der Moderne wurde ersichtlich, dass die Welt eine Vulnerabilität gegenüber den Menschen aufzuweisen begann, welche durch ein seit der Antike bestehendes Missverständnis des Dings und dem damit einhergehenden Subjekt-Objekt-Dualismus erwächst, durch welchen der Mensch als zentraler Akteur des Weltgeschehens, ja, als dessen Richtschnur verstanden wird. Diese Bemerkung besitzt nach wie vor Gültigkeit, da es auch

heutzutage scheint, dass wir in zunehmendem Maße vulnerabel gegenüber der Welt wären, gerade weil die Welt in noch nie dagewesenem Ausmaß „vulnerabel“ gegenüber den Menschen geworden ist: Von der nuklearen Bedrohung über induzierten globalen Klimawandel bis zu Ressourcenknappheiten. (Ziarek 2013, 175)

Hier setzt die bahnbrechende Transformation an, welche Heidegger mit dem Objekt vollzieht und es nunmehr als *Ding* verstanden wissen will: als Versammlungsstätte; aus dem althochdeutschen ‚*thing*‘. Heideggers Absicht ist es das Objekt der direkten Verfügbarkeit durch das bürgerliche Subjekt des *ego cogito* zu entziehen, dessen Konzeption des Dings als Erkenntnisobjekt „das Ding als Ding verwehrt [...] und in solchem Sinne vernichtet.“ (Heidegger 1949, 9) Um das Ding wieder *als Ding* erscheinen zu lassen und damit auch die Welt wieder *als Welt* zugänglich zu machen, das heißt: den gesellschaftlichen Erfahrungs- und Vorstellungsraum wieder für Alterität und Alternativen zu öffnen und für Nähe zu sorgen, ist es nun notwendig den menschlichen – um nicht zu sagen, den politischen – Beitrag an der Vernichtung der Dinge zu erkennen und ihn zu problematisieren. Hierfür lässt Heidegger von seinen früheren Überlegungen der „Seinsweise des Zuhandenen eines Zeuges“ (Flatscher 2013, 151) ab und bringt stattdessen das Konzept des ‚*Gevier*ts‘ in Stellung - einen Kreuzungspunkt der vier Bezugsgrößen von Gott und Sterblichen, Himmel und Erde. Mit dem Ding, das sich am Kreuzungspunkt des Gevierts wiederfindet und zu den vier Bezugsgrößen konstitutiv in Relation steht, ist dessen Vulnerabilität, verstanden als Offenheit, markiert, welche auf alles Seiende zutrifft, womit nicht nur die privilegierte Stellung des Menschen als abgeschlossenes Erkenntnissubjekt aufgegeben werden muss, sondern auch die frühere Bestimmung des Zeugs in Relation zum menschlichen Dasein. Stattdessen erweisen sich Menschen (im Plural) lediglich als Teilnehmer*innen am Ereignis der Weltwerdung in einem multirelationalen Bezugsgeflecht (vgl. Ziarek 2013). Wie Krzysztof Ziarek schreibt, vollzieht Heidegger damit

eine Redefinition des Menschlichen zu grundsätzlich nicht-menschlichen Bedingungen, wonach Menschen ihre Bestimmung vom nicht-menschlichen Da-sein erhalten, welches

den Kreuzungspunkt des Ereignisses und der Ortschaft [...] im „Geviert“ markiert.
(Ziarek 2013, 173)

Dieses Geviert, bestehend aus Gott, Sterblichen, Himmel und Erde beschreibt also die Welt, in welcher der Mensch „in jeweilig geschichtlich-situativ ineinanderlaufende Beziehungen [eingelassen]“ (Flatscher 2013, 151) ist, oder „moderner formuliert: alle Pole möglicher Bezugsweisen – in eine Versammlung choreographiert.“ (Flatscher und Seitz 2018, 9) Dabei erscheint mit der Einführung des Gevierts das In-der-Welt-Sein an sich nicht anthropozentrisch und Sterbliche gewinnen ihr Sein immer im Bezugsgeflecht des Gevierts und damit nicht in sich selbst geschlossen, sondern in offener Relation nicht nur zu anderen Menschen, sondern auch zu Tieren, Pflanzen, schließlich zur Welt als solcher (vgl. Ziarek 2013). Dies beschreibt Heidegger anhand des Beispiels eines einfachen Gebrauchsgegenstandes: des Krugs.³⁰ Ausgehend von einer Abgrenzung zu Platon und Aristoteles, welche „die Anwesenheit des Anwesenden vom Aussehen her vor[ge]stellt“ (Heidegger 1949, 7) hatten und dadurch „nie zum Ding als Ding“ (ebd.) gelangt sind,³¹ geht Heidegger über die vorhandene Gestalt des Kruges hinaus und mobilisiert nun ein weites Bezugsgeflecht, in welchem der Krug erst seine Bedeutung als Krug entfalten kann. In diesem Geflecht verbindet Heidegger den trinkenden Menschen, den von ihm ausgegossenen Wein oder das ausgeschenkte Wasser, das Gestein, welches das Wasser am Weg durch die Erde filtert und die Weinrebe, deren Wurzel in die Erde reichen, die Witterung, welche für Regen und Sonnenschein, für Grundwasser und Gelegenheit zur Photosynthese sorgt, sowie auch kulturelle oder religiöse Verwendungen des im Krug befindlichen Weins, wie etwa im Rahmen der Eucharistie. Und so kommt Heidegger zu dem Schluss, dass im Moment des Verwendens des Krugs, um einen Trank aus ihm auszugießen, die vier besagten Bezugsgrößen als Verweisungszusammenhang mitzudenken sind:

Im Geschenk des Gusses weilen je verschieden die Sterblichen und die Göttlichen. Im Geschenk des Gusses weilen Erde und Himmel. Im Geschenk des Gusses weilen zumal Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen. Diese Vier gehören, von sich her einig, zusammen. Sie sind, allen Anwesenden zuvorkommend, in ein einziges Geviert eingefaltet. (Heidegger 1949, 12)

Den Krug nicht als bloßen Gegenstand, sondern als Ding wahrzunehmen, heißt also vieles außerhalb seiner unmittelbaren Gegenständlichkeit mitzuvernehmen. Anders gesagt: „Jeder

³⁰ Wir werden im zweiten Teil dieser Arbeit noch einmal auf den Krug zurückkommen.

³¹ Wie Matthias Flatscher hinweist, wird von Heidegger in seinem Feldweg-Gespräch auch die „dichotomische Einteilung in Form und Stoff [...] als unhaltbar zurückgewiesen“ (Flatscher 2013, 152)

Versuch einer präsentischen Fixierung verkennt das Sichmitereignen von Anderem in jedem Erscheinen.“ (Flatscher 2013, 153) Mit dieser multirelationalen Ontologie ist ein Verständnis dafür gewonnen, dass ein Ding niemals ohne den Verweis auf etwas anderes erfahrbar ist, das jedoch im Moment der Erfahrung und des Verweises abwesend ist. Das Ding erscheint damit nie als Ganzes, als gänzlich Vorhandenes, als bloßer Gegenstand und umfasst eine Dimension der Uneinholbarkeit oder der anwesenden Abwesenheit.³² Das ist der Einsatzpunkt Bruno Latours, der einfordert einen Schwenk von Realpolitik zu ‚*Dingpolitik*‘ zu vollziehen und in weiterer Folge ein politisches System auszuarbeiten, welches als Nachfolger für jenes der traditionellen Einteilung in Natur und Gesellschaft, erkennendes Subjekt und ihm untergeordnetes Erkenntnisobjekt fungieren kann (vgl. Latour 2010, 69f). Der Grund für die Suche nach einem solchen Nachfolger, für das Aufgeben des Paradigmas der Realpolitik, ist einerseits, dass sich ein vermeintlich interessenbezogener und auf nackten Fakten basierender Zugang zu Politik aus Latours Perspektive als äußerst unrealistisch herausstellte und andererseits, dass Kritik sich nicht länger damit zufrieden geben kann solche vermeintlichen Fakten zu entmystifizieren.³³ Um dieses Vorhaben nun verfolgen zu können, übersetzt Latour Heideggers Einsichten aus der Studie des Dings in die zeitgeschichtliche Gegenwart und versucht damit sich nicht weiter vom Vorhandenen zu entfernen, sondern sich anzunähern, „den Empirizismus nicht zu bekämpfen, sondern zu erneuern.“ (Latour 2004, 231) Hierzu geht er mit Heidegger gegen Heidegger an: Angelehnt an Heideggers Unterscheidung von Objekt und Ding differenziert Latour in bloße Gegenstände [*matters of fact*] und Dinge von Belang [*matters of concern*], kurz: Gegenstände und Dinge. Mit dieser Unterscheidung sollen gleichzeitig zwei schwierige Aufgaben ermöglicht werden: Zum einen geht es darum im Feld der Kritik Land zu gewinnen. Die bloßen Gegenstände, welche sich als Fakten umstandslos und unumstößlich präsentieren, festigen nach Latour die Machtposition derer, die mit ihnen

³² Wie Flatscher anhand Heideggers Feldweg-Gespräch zeigt, entwickelt sich in dessen Spätwerk ein spezifisches Subjektverständnis, zu welchem ein Naheverhältnis des oben eingeführten neomaterialistischen Politikverständnisses als „Politik der Antwort“ (Hoppe 2017) besteht. Demnach versteht sich „das Menschsein als Antworten auf einen Zuspruch [...]. Am Anfang steht nicht das Subjekt als *fundamentum inconcussum*, sondern die Antwort. Eine Antwort freilich, die diesem Anspruch, wenn er ernst genommen wird, nicht gänzlich nachkommen kann.“ (Flatscher 2013, 154) Und Flatscher übt an Heidegger bereits jene Kritik, die sich am Neomaterialismus erneut entzündet, nämlich dass die „politische[n] Implikationen der Responsivität“ (ebd., 156) nicht ausreichend ausbuchstabiert werden.

³³ Ich beziehe mich in meiner Synthese der Position Latours hauptsächlich auf die kurz hintereinander erschienenen Aufsätze „*Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern*“ (Latour 2004) und „*From Realpolitik to Dingpolitik or How to Make Things Public*“ (Latour 2005), mit welchen Latour durch Heidegger-Bezüge einen Entwurf einer relationalen Ontologie des Dings ausarbeitet.

argumentieren. Dabei ist bereits die Prämisse des Fakts unzulässig, da dieser nie ohne einen „im Zuge seiner Konstruktion inhärenten Mangel an wissenschaftlicher Gewissheit“ (ebd., 227) auskommt. Eine gegenteilige Behauptung wäre demnach Fundamentalismus, der voreilig die Dinge naturalisiert, objektiviert und an dem Glauben festhält, dass man auf direktem, unvermitteltem Weg und „ohne jegliche Repräsentation besser repräsentiert werden würde.“ (Latour 2005, 29) Aus so einer Position erscheint eine Transformation bloßer Gegenstände zu Dingen von Belang, trotz neu eingehauchtem Leben, als Subtraktion oder als *Schwächung*: Sie „subtrahiert einiges an Macht, da sie das Leben [der Gegenstände, RS] schwieriger macht.“ (ebd., 21) Worin liegt diese neue Schwierigkeit des Gegenstands? Dies erschließt sich durch die zweite Abgrenzbewegung Latours, wonach eine Kritik am Gegenstand nicht allein darin aufgehen kann, sich an dessen Möglichkeitsbedingungen abzuarbeiten.³⁴ Latour räumt ein:

der Fehler den wir gemacht haben, den ich gemacht habe, war zu glauben, dass es keinen wirkungsvollen Weg gäbe Fakten [*matters of fact*] zu kritisieren, außer sich von ihnen weg zu entfernen und stattdessen die Aufmerksamkeit hin auf die Bedingungen zu richten, die sie möglich machten. Aber das bedeutete viel zu unkritisch zu akzeptieren was Fakten waren. (Latour 2004, 231)

Anstatt Fakten als den Erfahrungsraum erschöpfend und demnach als einzige Realität zu betrachten, erklärt sie Latour – Heideggers Entwurf des uneinholbaren Bezugsgeflecht des Dings folgend – zu einem lediglich partiellen, klar politischen Rendering von Dingen von Belang und damit als immer nur vorläufigen *Stand der Dinge* (vgl. ebd., 232), die wie gesagt in ein Bezugsgeflecht eingebunden sind, das nicht unmittelbar einsehbar ist. Latour rollt damit unerwartet den späten Heidegger aus, und transformiert auf zeitgemäße Art und Weise das Objekt zum Ding, den Fakt zur Behauptung und die Wahrheit zum *Enthymem*, also zum unvollständigen Beweis (vgl. Latour 2005, 19). Anstatt also sich von den Dingen als solchen transzendental abzuwenden, wie dies etwa Laclau und Mouffe vorschlagen, plädiert Latour einerseits für eine Hinwendung zu den Dingen als zu Versammelndes, als ‚matter of concern‘. Andererseits affirmiert er die Beibehaltung ihres Status als vorhanden, als Versammeltes und mahnt dadurch eine *Aktivierung* des ersten Teils des Begriffs ein, der ‚matter of concern‘, namentlich der Dinge (*res, ens*) als *Material*. Die Schwierigkeit des Dings gegenüber dem

³⁴ Im Zuge seines Plädoyers für eine Dingpolitik und eine neue Form der Kritik positioniert sich Latour poststrukturalistischen Ansätzen gegenüber als äußerst ablehnend, jedoch ohne diesen eine gebührende Auseinandersetzung zu widmen (für eine Kritik an Latours Vorgangsweise, vgl. Flatscher und Seitz 2018). Klarerweise werde ich, um das Vorhaben dieser Arbeit konstruktiv weiterverfolgen zu können, dieser Tendenz Latours gegenüber Vorsicht walten lassen müssen.

Gegenstand besteht also darin, dass es nicht apriorisch von selbst steht, sondern her-gestellt, das heißt versammelt werden muss – und diese Versammlung entspricht einem Arbeitsaufwand, der zu erbringen ist (vgl. Latour 2005, 34). Gleichzeitig wäre es jedoch verfehlt die beiden Kategorien als vollkommen voneinander losgelöst zu denken. So definiert sich das Ding im Folgenden als

einerseits ein Objekt da draußen und andererseits eine *Problemstellung* insbesondere hier *drinnen*, jedenfalls eine *Versammlung*. Um den Begriff, der zuvor eingeführt wurde, nun präziser zu benutzen: das gleiche Wort *Ding* bezeichnet bloße Gegenstände und Dinge von Belang. (Latour 2004, 233)

An Heidegger geschult setzt Latour Ding und Gegenstand also in ein chiasmatisches Verhältnis, das verhindert eine gänzlich separierte Konzeption sowohl des bloßen Gegenstandes, als auch des Dings von Belang zu entwerfen, sowie dadurch erlaubt auf Basis dieser Unentscheidbarkeit sozusagen einen Aggregatzustandswechsel zu denken, durch welchen ein Ding zum Gegenstand, oder umgekehrt ein Gegenstand zum Ding wird. Exakt diese jeweils reversierbaren Aggregatzustandswechsel erhellt Latour dann einerseits am Beispiel der Raumfähre *Columbia*, welche durch ihren Absturz vom beherrschten Gegenstand nicht nur zum Ding von Belang, sondern – auch im zweiten Wortsinn von ‚*concern*‘ – ein Grund zur Sorge wurde und die Sorgearbeit in Form des Versammelns der Wrackteile zur Untersuchung der Absturzursache verlangte. Mit dem Einsatz eines hochgradig komplexen Gegenstandes wie jenem der *Columbia* vollzieht Latour eine bewusste Ausdehnung Heideggers Denkens auf jene Naturwissenschaften, gegenüber welchen Heidegger stets misstrauisch blieb, um ihn dem 21.Jahrhundert entsprechen zu aktualisieren. Die abgestürzte Raumfähre und ihre tausenden Wrackteile illustrieren dabei nicht nur das Ding als Versammlung, sondern vor allem auch die inhärente Möglichkeit der Auflösung der Versammlung (vgl. Latour 2004, 235). Als Beispiel für die Gegenrichtung, wenn man so möchte für die Objektwerdung eines Dings, führt Latour andererseits eine Versammlung des United Nations Security Council am 5. Februar 2003 an, im Rahmen derer ein Militärschlag gegen den Irak aufgrund vermeintlich objektiv vorliegender Fakten beschlossen wurde. Als Beweismittel für irakische Massenvernichtungswaffen präsentierte der US-Staatssekretär Colin Powell das Modell einer Anthraxampulle mit dem Hinweis, es lägen solide Geheimdienstinformationen vor, wonach Saddam Hussein über Mittel verfüge, biologische Waffen wie diese herzustellen. Powell versuchte eine Reihe von Annahmen zu einem objektiv vorliegenden Fakt zu verschmelzen, aus dem ein Handlungsimperativ folgte. Diese Annahmen stellten sich jedoch im Nachhinein als falsch heraus und der präsentierte Fakt

erwies sich als Fiktion; die vermeintliche Objektivität des Beweises erwies sich als dinghaft. Zu allem Überfluss würde darüber hinaus die selbe Regierung, die diesen Fakt als zweifelsfrei präsentiert hat, „mit Freude relativierende Anführungszeichen [*scare quotes*] um deutlich besser validierte, deutlich akutere Bedrohungen wie jene des globalen Klimawandels [...] setzen“ (Latour 2005, 19), was umso pointierter die Frage nach der Unterscheidung von bloßen Gegenständen und Dingen von Belang aufs Tapet bringt. Aus demokratietheoretischer Sicht interessant ist jedoch noch ein drittes Beispiel, das Latour für die komplette Omission jeglicher materieller Bedingungen und Zusammenhänge anführt, die wie gesagt nicht vom Ding von Belang abzugrenzen sind. Dabei handelt es sich um den fiktiven militärischen Ausrüstungsgegenstand des „pneumatischen Parlaments“ (Sloterdijk und Mueller von der Haegen 2005), welches per Fallschirm in frisch erobertes Gebiet geworfen werden kann und dort aufgeblasen wird, wie eine Schwimmweste wenn man ins Wasser fällt, um für sofortiges Einsetzen von demokratischen Verhältnissen zu sorgen (vgl. Latour 2005, 17–18). Auf die Wiedereinberufung der Dinge in demokratische Prozesse zu pochen wäre demnach mit der Lektion gleichbedeutend, die das pneumatische Parlament lehrt: Sich eine demokratische Institution vorzustellen

ohne die materiellen Bedingungen komplexer Instrumente, Klimaanlage, örtliche ökologische Voraussetzungen, materielle Infrastrukturen und lange gepflegten Gewohnheiten ist ebenso irrsinnig wie der Versuch ein aufblasbares Parlament inmitten des Irak abzuwerfen. (Latour 2005, 18)

Gerade unter einem solchen Vorzeichen ist es etwa denkbar, dass vormalis unbeachtete, als konstant erfahrene Phänomene wie das Klima ihren Objektstatus verlieren und nunmehr als Ding des Klimawandels erscheint, welches durch ein falsches Versammeln oder Versammeln des Falschen ausgelöst wurde. Analog dazu tritt etwa die Dinghaftigkeit des Betons zutage, wenn sein Einsatz zur Glättung und Versiegelung der Umwelt im Dienst der reibungslosen Warenzirkulation unerwarteterweise durch seine Wärmespeicherkapazität zu urbanen Hitzeinseln führt, die Autoreifen schmelzen lassen und Menschenleben kosten. Hierin zeigt sich auch der konfliktbehaftete Aspekt des Versammelns: das Ding als Problemstellung hat immer schon die Menschen versammelt, gerade weil es sie entzweit (vgl. Latour 2005, 23). In Summe charakterisiert Latour das Wesen der Dingpolitik schließlich als die Beigabe eines neuen Grades an Realismus zur Politik, welche diese nicht länger ausschließlich auf die Menschen beschränkt, sondern sie ausweitet auf sämtliche Angelegenheiten, die deren Dasein beeinflussen, sowie die Einführung eines Bewusstseins dafür, dass diese Angelegenheiten eben keine geschlossenen Objekte sind, sondern Dinge, welche aufgrund der komplexen

Bedeutungszusammenhänge, innerhalb derer sie sich befinden, von bloßen Gegenständen zu Dingen von Belang werden (vgl. Latour 2005, 41). Dieser Kern Latours Arguments wurde in weiterer Folge von zahlreichen, ihm nachfolgenden Neomaterialist*innen aufgegriffen, darunter etwa Jane Bennett, die Latours Vorschlag eines Parlaments der Dinge direkt wiederholt und weiterträgt (vgl. Bennett 2005, 2020), oder auch Elizabeth Povinelli, welche ebenso proklamiert, dass es eines Parlaments der Dinge bedarf, um auch Nicht-Menschliches politisch vernehmen zu können (vgl. Povinelli 2023, 209). Den Positionen von Bennett und Povinelli werde ich mich im zweiten Teil dieser Untersuchung detailliert zuwenden, zuvor gilt es jedoch noch weiter die Grundlagen der politischen Ontologien des Postfundamentalismus und des Neomaterialismus zu klären. Daher soll im nächsten Schritt ein Verständnis von einer zentralen Trennlinie zwischen den beiden Theorieströmungen und von Möglichkeiten ihrer Überwindung entwickelt werden: Der Frage danach, ob der Grund der einsetzenden Instabilität von Ontologie in einem ontologischen Mangel, oder in einem ontologischen Überfluss zu suchen ist.

1.2 Destabilisierung und Pluralisierung von Ontologie

Was mit postfundamentalistischer Theoriebildung also vollzogen wird, ist die Grundlegung eines sich entziehenden Grunds und damit ein theoriepolitisches Projekt auf Grundlage einer instabilen Ontologie (vgl. Marchart 2005) bzw. eines „shaky ground“ (Roskamm 2021). Was damit eingeführt wird, ist die Auffassung, im Sozialen herrsche ein Mangel an Selbstidentität, der von der grundsätzlichen Negativität oder *Unvollständigkeit* gesellschaftlicher Verhältnisse herrührt. Aus der entgegengesetzten neomaterialistischen Stoßrichtung kommend, und ähnliche Konsequenzen nach sich ziehend, wird unerreichbare Selbstidentität durch einen Überfluss, durch überbordende Bedeutungsproduktion und eine grundsätzliche Positivität oder *Übervollständigkeit* ausgelöst. Um auf einfach verständliche Weise zu erklären, warum ontologischer Mangel und ontologischer Überfluss zwar nicht das Gleiche sind, aber sehr ähnliche Konsequenzen nach sich ziehen, stelle man sich den in der politischen Theoriegeschichte oftmals bemühten und auch in der vorliegenden Untersuchung an späterer Stelle wiederkehrenden Tisch vor. Aus statischer Sicht hat der ideale Tisch drei Beine: Ein Tisch mit drei Beinen kann nicht wackeln. Der dreibeinige Tisch entspricht in unserer Allegorie dem Fundamentalismus, in dem weder Mangel noch Überfluss herrscht und einer ungestörten Dinnerparty nichts im Weg steht. Der diskrete Charme der instabilen Ontologien des Postfundamentalismus und des Neomaterialismus besteht nun darin, die Dinnerparty

nachhaltig zu stören, indem sie jeweils nur wackelige zwei- oder vierbeinige Tische aufstellen, welche respektive die Ergänzung eines weiteren, stabilisierenden Beines oder die Kompensation des vierten, aus dem Gleichgewicht bringenden Beines erfordern. Der zweibeinige, bein-mangel-behaftete Tisch wird unterschiedliche Strategien der Bein-Supplementierung evozieren und die Aufmerksamkeit darauf richten, ein solches stabilisierendes Supplement zu finden und an geeigneter Stelle zu positionieren, während der vierbeinige, bein-überschuss-behaftete Tisch danach verlangt das Augenmerk auf das Bein zu richten, das aufgrund seiner ungleichen Länge das Wackeln verursacht und eine Entscheidung zu treffen, unter welche der anderen drei Beine ein Stück Pappe zu klemmen ist, um auf die Beinlängen-Differenz zu antworten, d.h., sie auszugleichen. In dem surrealen Universum dieser kleinen Szene werden allerdings keine adäquaten Mittel zur Verfügung gestellt, um weder Bein-Mangel noch Bein-Überschuss zu beheben und die Gäste sind letzten Endes darauf verwiesen bis in alle Ewigkeit hungrig zu versuchen das Wackeln zu beheben, oder sich damit zu arrangieren und zum Essen Platz zu nehmen. Damit befinden wir uns bei der zentralen Behauptung instabiler Ontologien, nämlich jener, wonach es immer etwas Differenzielles geben wird, das sich der Eingliederung in eine vollständige Identität entzieht und nicht im Dualismus aus Identität und Differenz aufgehoben ist. Tønder und Thomassen (2005) sprechen dabei von „radikaler Differenz“, welche nicht bloß eine weitere ontische Differenz ist, sondern eben jene ontologische Differenz, die ein klar strukturiertes, mit einem archimedischen Nullpunkt ausgestattetes Bedeutungs- bzw. Identitätssystem verhindert. Damit ist gesagt, dass Differenz in ihrer radikalen Form der Konstitution von Identität vorausgeht, ja, ihre Herstellung erst ermöglicht. Die hier behandelten Theorieströmungen, welche auf der Grundlage von *Ontologien des Mangels* bzw. *Ontologien des Überflusses* operieren, beruhen nun gleichermaßen auf dieser Ontologie radikaler Differenz, rücken jedoch aufgrund ihrer Perspektivierung unterschiedliche Konsequenzen in den Blick. Während Theoretiker*innen des Mangels (etwa Laclau, Mouffe, Marchart) den „nicht symbolisierbaren Mangel, der im Herzen eines jeden Subjekts oder Signifikationssystems operiert“ (Thomassen und Tønder 2005, 5) hervorheben und dabei die Psychoanalyse Jacques Lacans und den Strukturalismus Ferdinand de Saussures zum Ausgangspunkt nehmen, um auf die diskursive Verfasstheit von Gesellschaft zu verweisen, beschreiten Theoretiker*innen des Überflusses (etwa Povinelli, Bennett) einen Weg der Betrachtung von „Netzwerken von Materialität, Energieflüssen, Prozessen des Werdens“ (ebd., 6) und orientieren sich dabei unter anderem an Gilles Deleuze's Begriff des „Demokratisch-Werdens“ (vgl. Patton 2015). In Summe wird damit die Frage, welche ontischen Konsequenzen die radikale Differenz

anstößt, dahingehend unterschiedlich beantwortet, als aus einer Ontologie des Mangels die Notwendigkeit der Arbeit an einem (im Kern selbst mangelbehafteten) hegemonialen Projekt erwächst, die den Mangelzustand zu beheben verspricht, wohingegen eine Ontologie des Überflusses der unendlichen Potentialität des Lebens Rechnung zu tragen und strategisch die Offenheit gegenüber allem Unvorhersehbaren zu wahren versucht (vgl. ebd.) - das sei zumindest als grobe Klassifikation anhand der gängigsten theoretischen Positionen und ihrer Argumentationslinien festgehalten. Anzumerken ist an dieser Stelle allerdings, dass die skizzierten Positionen nicht in Reinform, sondern in der einen oder anderen Nuancierung vertreten werden, und dass sie jeweils ihre Vor- und Nachteile, ihre Priorisierungen und Blindstellen beinhalten. So entbrennt an theoretischen Positionen, welcher grob gesagt einer Ontologie des Überflusses folgen (darunter fallen viele, wenn nicht alle neomaterialistischen Ansätze) häufig die Kritik, dass sie sich im Ethizismus verlaufen und kein tragfähiges Konzept von (politischer) Durchsetzungskraft entwickeln, ohne welche jegliche Potentialität oder Pluralisierung des Werdens im Konflikt gegenüber dem längst Gewordenen, Sedimentierten unterliegen und möglicherweise von ihm im Keim erstickt werden wird (vgl. Hoppe und Lemke 2021, 78–79), wodurch sie sich selbst als mangelhaft erweisen. Umgekehrt wird an den diskursbasierten Ontologien des Mangels (darunter poststrukturalistische Ansätze) moniert, dass sie ohne effektive Einbeziehung von Materialität *überflüssig* wären und die „determinierende Kraft des Faktischen“ (Demirovic 2019, 785) nicht ausreichend berücksichtigten.³⁵ Tatsächlich möchte ich mich nun nicht länger der Klassifizierung widmen, die zwar durchaus zum Verständnis der Unterschiede zwischen den behandelten Theorieströmungen beitragen kann, jedoch das Trennende über das Gemeinsame stellt, und stattdessen dazu übergehen hervorzuheben, dass die Spielarten instabiler Ontologie allesamt dazu geneigt sind den gesellschaftstheoretischen Status Quo aus dem Gleichgewicht zu bringen und über den einen oder anderen Weg Kontingenzdenken Einzug halten zu lassen. Hierzu ist es dienlich noch einmal zu betonen, welche Effekte die Abschaffung eines letzten Grundes nach sich zieht. Ob nun durch die Parkettverlegung postfundamentalistischer Theorie, die das kausale Begründungsverhältnis der traditionellen Metaphysik verwirft und so für eine Dynamisierung in der Partnerwahl des Gründens sorgt, oder durch den

³⁵ Aktuell reagiert beispielsweise Chantal Mouffe in ihrer Publikation „Towards a Green Democratic Revolution – Left Populism and the Power of Affects“ unter Bezugnahme auf Frédéric Lordon mit dem Hinweis, dass die in der Diskurstheorie so bedeutsame Kategorie des Affekts nicht nur durch Ideen bespielt wird, sondern ebenso durch materielle Einflüsse (Mouffe 2022, 46–47), weshalb auch Nicht-Menschliche Bedürfnisse anerkannt werden sollten (ebd., 58). Ohne einem tragfähigen Konzept dafür bleibt sie allerdings im Konjunktiv.

neomaterialistischen Blick in die Werkstatt, der im Moment des Hammerschlags ein konstitutiv offenes Beziehungsgeflecht als Grundlage des Seins erkennen lässt: beide Denkweisen verabschieden die Stabilität aus ihren Entwürfen des Seins. Aufgrund dieser Destabilisierung muss klar sein, dass keine der daraus hervorgehenden ontischen Grundlegungen oder Relationen je vollständig oder abgeschlossen sein kann. Vorletzter, *vorletzlicher* Grund hat nie das *letzte* Wort, weshalb es unvermeidbar im Moment der Destabilisierung auch zur Pluralisierung kommt - worüber kein letztes Wort gesprochen werden kann, wird auch gestritten werden. Anders gesagt ist festzuhalten, dass „gerade aufgrund des Fehlens eines letzten Fundaments der gewaltsame und zugleich unumgängliche Akt der Instituierung eines Gemeinwesens immer auch einer Überprüfung unterzogen werden kann.“ (Herrmann und Flatscher 2020a, 12) Daher muss ebenso umgekehrt angemerkt werden, „dass (kontingente) Fundamente auch in einer demokratischen Ordnung gelegt und gegebenenfalls verteidigt werden müssen.“ (Marchart 2019, 575) Die Gründungen und Relationen instabiler Ontologien sind demnach gekennzeichnet durch ihr Umkämpft- und Prekär-Sein, durch einen Zustand permanenter Selbst- und Fremdbefragung. Der ontologische Antagonismus am Grund der Gesellschaft aktualisiert sich also in Form der eingangs genannten, ontischen *Antagonismen*. Und dieses Arsenal an Antagonismen rührt aus der Feststellung, wonach „[d]ie Erde [...] nicht von *dem Mensch*, sondern von *den Menschen* bewohnt [wird].“ (Herrmann und Flatscher 2020a, 10, Hervorhebung: RS) Aufgrund dieser Pluralität der Menschen sind wir auf die Pluralität der (nunmehr vorletzten) Gründe und prekären Relationen verworfen, wobei sich – und dies ist der springende Punkt – „die unterschiedlichen Sinnhorizonte, die sich dabei auftun, nicht in einem übergreifenden Universalhorizont integrieren und miteinander kompatibel machen lassen“ (ebd.) – an Stelle einer natürlich-harmonischen Vorstellung der Pluralität (man denke etwa an Rousseau) tritt eine konfliktive (man denke eher an Machiavelli). Daraus ergibt sich, um Herrmann und Flatscher weiter zu folgen, dass Konflikt ein „unwiederbringlicher Modus des menschlichen Zusammenlebens“ (ebd., 11) ist. Wenngleich nun die Konfliktualität des Sozialen ein seitens neomaterialistischer Theoriebildung unterbelichteter Aspekt ist, so ist sie doch durch die instabile Ontologie des Werdens und des Überflusses angelegt. Überfluss erzeugt aus Perspektive der Vollständigkeit oder Einheit *Überschuss* - welche Relation, welche Beziehung wird überschüssig und obsolet erklärt? Wir nähern uns also einem Verständnis von ontologischem Mangel und Exzess, die trotz entgegengesetzter Behauptungen eine gemeinsame Wirkrichtung haben. So sind nach Laclau Mangel und Exzess keineswegs als sich gegenüberstehende Kategorien zu betrachten, von denen eine über die andere Priorität

erhalten müsste oder sie gar ausschließen. Stattdessen handle es sich um „zwei notwendige Momente eines einzigartigen ontologischen Zustandes“ (Laclau 2005b, 256) – nämlich jenem der Instabilität. So erklärt Laclau diesen Zusammenhang folgendermaßen:

Es ist aufgrund von Mangel, wahrgenommen als mangelbehaftetes Sein [*deficient being*], dass Überfluss möglich wird. Eine immanente Fülle ohne jeglichen internen Bruch würde sowohl Mangel, als auch Überfluss redundant machen. Die Schlüsselfrage gilt dabei der Rolle der Negativität. Eine rein immanentistische Vorstellung müsste notwendigerweise jedes antagonistische Moment innerhalb des Sozialen auf ein Phänomen des Ausdrucks einer tieferliegenden Objektivität reduzieren. Damit wären Antagonismus und Negativität bloß von Anschein. (ebd.)

Wenn im postfundamentalistischen wie im neomaterialistischen Denken diese tieferliegende Objektivität, zu verstehen etwa als göttliche Vorsehung oder genetischer Code, durch den sich entziehenden Grundes und das konstante Werden der Welt negiert wird, zeigt sich die Gemeinsamkeit des gleichen ontologischen Feindes, der gleichsam in die Zange genommen wird. Damit ist der gegenseitigen Supplementierung der beiden Theorieströmungen auf ontologischer Ebene die Verbindungsleitung gelegt. Unter Verweis auf die im vorigen Kapitel eingesetzte Drehscheibe der behandelten ontologischen Neukonzeptionen, namentlich Heidegger, stellt auch Marchart fest, dass

vor allem die gemeinsame, wenn auch nicht immer offengelegte Orientierung an Heidegger jede grundsätzliche Frontstellung [unterläuft]. Mangel oder Negativität und Überfluss sind schon bei Heidegger keine Kategorien, die einander ausschließen würden. Eher sind sie zwei Wesensformen des Spiels der Differenz. (Marchart 2013, 448)

Weiter ergänzt er noch in einer Fußnote:

Wenn Heidegger etwa fragt: »Ist ›das Sein‹ nur das Leerste, gemessen an jedem jeweils so und so bestimmten Seienden? Oder ist das Sein der Überfluß für alles Seiende, hinter dem jegliches Seiende jedesmal unendlich zurückbleibt?« dann kommt er zu dem Schluss: »Das Sein ist das Leerste und zugleich gar der Überfluß.« (ebd.)

Es zeigt sich, dass auf ontologischer Ebene die Unterscheidung zwischen Mangel und Überfluss – wenngleich sie auf ontischer Ebene ontologieimmanente Konsequenzen entfalten wird – zwar analytisch sinnvoll bleibt, jedoch nicht auf eine Inkompatibilität zwischen den beiden Denkweisen hinausläuft. Unter der geteilten, von Heidegger gewonnenen Prämisse, wonach das Sein immer schon mehr ist als die Summe alles Seienden, begegnen wir hier unterschiedlichen Spielarten des selben Spiels: der Herstellung einer unerreichbaren Totalität. Ein Unterschied auf ontischer Ebene besteht lediglich darin, dass Ontologien des Mangels zumeist mit einer Frage nach Hegemonie, nach politischer Durchsetzung eines

Mangelbehebungsangebots und damit einem (wie gesagt nicht immer voll eingelösten) Fokus auf das Soziale einhergeht, während Ontologien des Überflusses im Feld des ontischen versuchen den Blick zu weiten und auch Nicht-Menschliches der Prekarität der unerreichen Totalität aussetzen, ja, mithin diese Totalität gerade ausgehend vom Nicht-Menschlichen unerreichen werden lassen. Hinsichtlich der ontischen Auswirkungen von instabilen Ontologien ist dabei ein Warnhinweis angebracht. Wird das mit ihnen stark gemachte Kontingenzpostulat ernst genommen, so ist anzumerken, dass kein kausaler Zusammenhang zwischen einer instabilen Ontologie und einem bestimmten politischen Projekt folgt. Tatsächlich ist aus ontologischen Grundannahmen alleine keine Aussage darüber zu treffen, ob ein ontischer Ausdruck derselben beispielsweise demokratisch sein-, oder welche politische Richtung er sonst einschlagen wird. Jedoch ist es in umgekehrter Richtung, nämlich aus ontischer Sichtweise, unumgänglich, dass

*jede demokratische Theorie notwendigerweise auf einer instabilen Ontologie aufbauen muss, das heißt, einer Ontologie entweder des Mangels, des Überflusses oder der Differenz. Während also der Übergang von einer instabilen Ontologie zu demokratischer Politik ein *non sequitur* darstellt, ist der Übergang von demokratischer Politik zu einer instabilen Ontologie eine *Notwendigkeit*. (Marchart 2005, 27–28)*

Mangel an Selbstidentität heißt hier also so viel wie Uneindeutigkeit oder Unvollendbarkeit. Diese Transformation zur Uneindeutigkeit betrifft alles Soziale, addiert oder subtrahiert, macht es sozusagen größer oder kleiner als Eins, jedenfalls aber nicht Eins, nicht selbstidentisch, nicht total. Jedes gesellschaftliche Handeln wird damit zur iterativen, letzten Endes asymptotischen³⁶ Annäherung an das harmonische Sein der vollständigen Eins unter der Bedingung, dass sich die Handelnden über die Gestalt dieser angestrebten Eins uneins sind. Anders gesagt: Eine instabile Ontologie korrespondiert, vermittelt durch die konfligierenden Ansätze zur Überwindung dieser Instabilität, mit einer nicht weiter inhaltlich definierten Ontik der Überdeterminierung, des Bedeutungsüberflusses und -überschusses. Alleine die Art und Weise, wie diesem Überfluss begegnet wird, entscheidet über die Stoßrichtung eines politischen Projekts. Bereits Claude Lefort (1990) warnt davor, dass die Entstehungsbedingungen von Demokratie und Totalitarismus die selben sind – beide werden angestoßen durch eine instabile Ontologie, jedoch zeichnet sich die Demokratie dadurch aus,

³⁶ Ich verwende den Asymptoten-Begriff hier in einem etymologischen Sinn, als „nicht übereinstimmend“. Der mathematische Begriff der Asymptote leistet dabei zwar eine durchaus hilfreiche Visualisierung eines Graphen, der sich entweder an die Gerade annähert, diese jedoch nur in der (ontisch unerreichen) Unendlichkeit zu berühren vermag, oder weniger gebräuchlich, der die Gerade unendlich oft kreuzt, aber nie mit ihr in Deckungsgleichheit gelangt.

sich produktiv mit ihr in Relation zu setzen, wohingegen der Totalitarismus sie verleugnet und unter Machteinsatz zu stabilisieren versucht. Während keine der beiden Gesellschaftsformen überzeitliche Geltung beanspruchen kann, stellt sich nur die Demokratie, bzw. die demokratisch eingerichtete Gesellschaft dieser Tatsache (vgl. Marchart 2015).³⁷ Angelangt bei einem Verständnis postfundamentalistischer und neomaterialistischer Ontologien als Projekte mit einem gemeinsamen Anliegen, stellt sich im Weiteren die Frage nach den genauen Unterschieden im ontischen Feld des Sozialen und der Politik. Nachdem *vorletzbarer* Grund und prekäre Relation nie rein formalistisch zu fassen sind, sondern sich immer in konkreten sozialen Zusammenhängen widerspiegeln, rückt langsam das titelgebende Unterfangen – die Rückkehr zum Beton – und damit eine Betrachtung der konkreten materiellen Ausprägungen prekärer Gründungen in den Fokus. Wir verlassen damit das reine Terrain der Ontologie und betreten das schmutzige Reich der tanzenden Tische und der gespenstischen Städte – gemeint ist die spektrale Ontologie oder Hantologie Jacques Derridas und der spektrale Materialismus Henri Lefebvres.

1.3 Heimsuchungen aus dem Diesseits

Was heißt Hantologie und wodurch unterscheidet sie sich von ihrem „bürgerliche[n] Verwandte[n]“ (Roskamm 2017, 334) - der Ontologie traditionell-metaphysischen Zuschnitts? Wir hatten gerade nachvollzogen, wie es mit Heidegger zu einer „Rückkehr zur Ontologie“ (Marchart 2005, 18) kam, die gleichzeitig eine Ent-gründung traditioneller Metaphysik zur Folge hatte. Nach dem Verlegen des Parketts der ontisch-ontologischen Differenz, sowie der chiasmatischen Verkreuzung ihrer beiden Pole, wird klar, dass „[d]ie Zukunft der Metaphysik [...] vom »Ereignis der Ent-Gründung« ihren Ausgang nehmen [muss]. (Marchart 2010, 254) In Zusammenhang mit der Rückkehr zur Ontologie machte sich auch, etwa mit Latour, eine „Rückkehr der Objekte“ (Marchart 2013, 53) bemerkbar, allerdings kehrten „die Objekte keineswegs unbescholten zurück.“ (ebd.) Denn mit Heidegger hatten wir nicht nur die

³⁷ An dieser Stelle ist ein kurzer Hinweis angebracht, dass es auch Demokratietheorien gibt, die sehr wohl auf stabiler Ontologie beruhen und großteils ohne Kontingenzreflexion auskommen, ohne totalitär zu sein. Darunter fallen etwa liberale Demokratietheorien wie jene Joseph Schumpeters, oder auf diesem aufbauend, Anthony Downs', welche der Demokratie ein ökonomisches Fundament andichten und für das Verschwinden des Demos aus der Demokratie plädieren, allerdings handelten diese sich – zwar keinen Totalitarismusvorwurf – wohl aber einen der „Postdemokratie“ (vgl. Crouch 2008; Rancière 2002) ein.

Inblicknahme der Frage nach dem Grund vollzogen, sondern auch einen Grundsturz, der jeden Grund zum Ab-grund und jedes Objekt zum Ding transformierte. Jeder vormals als fest vorgestellte Grund und jedes als objektiv gegeben betrachtetes, seiendes Objekt wird nunmehr von dem Gespenst der Abwesenheit seines eigenen Grunds, seines Seins heimgesucht. Wie bereits dargestellt weist die Einführung der ontisch-ontologischen Differenz gleichermaßen auf den unüberbrückbaren Versatz zwischen dem Ontologischen und dem Ontischen hin, gleichzeitig aber auch auf deren unauflösbare Verkreuzung. Während wir daraus die Möglichkeit gewinnen das Politische in Erscheinung zu bringen, transformiert sich auch die Ontologie selbst, im Zuge ihrer grundsätzlichen Fraglich-Werdung zu politischer Ontologie (Marchart 2010, 245f). Ist jedoch die Ontologie erst vom Politischen her gedacht – ein Politisches, welches wie gesagt dem Ontischen entspringend eine verschmutzende oder verzerrende Wirkung entfaltet – so haftet der Ontologie die selbe Unreinheit oder Prekarität an, wie dem konstitutiv im Versatz zu ihr stehenden Ontischen und trägt damit gleichermaßen das Mal der Grundlosigkeit. Mit Marchart lässt sich zusammenfassen: „Zerrissen zwischen Anspruch auf Allgemeinheit und partikularem Geschäftsbereich wird jede Ontologie zur Hantologie.“ (Marchart 2010, 256) Den instabilen Ontologien dieser Untersuchung erwächst also im Gegensatz zu ihrem bürgerlichen Verwandten (zumindest aus dessen Sicht) stets die Notwendigkeit ihre Fraglichkeit und Prekarität zu reflektieren, mit ihren Heimsuchungen aus dem Diesseits umzugehen und ihren Geltungsanspruch auszuweisen, mithin durchzusetzen, da sie sich nicht auf den unhinterfragten Rückhalt eines festen, unheimgesuchten Grundes verlassen können. Aus postfundamentalistischer Perspektive ließe sich sagen: Hantologie, das ist Ontologie plus Hegemonie; das heißt Seinsfestigkeit, geschwächt durch Mangelhaftigkeit.³⁸

Séance I: Spektrale Ontologie oder Hantologie mit Jacques Derrida

Eingeführt wurde der Begriff der Hantologie als Lehre von der Heimsuchung oder des Spuks von Jacques Derrida, der es sich zur Aufgabe machte mit den von Karl Marx beschworenen Gespenstern in Kontakt zu treten (vgl. Derrida 2022). Derridas Lehre von der Heimsuchung unterscheidet sich von-, und ist „umfassender und machtvoller als eine Ontologie oder ein Denken des Seins[.]“ (Derrida 2022, 25) Umfassender insofern, als die Hantologie, als „Lehre von dem, was nicht da ist“ (Roskamm 2017, 390), auch jene, durch die Brille der traditionell-metaphysischen Ontologie unsichtbaren, Gespenster der Fraglichkeit umfasst, die „jedes als

³⁸ Es handelt sich dabei sozusagen um eine Addition, die subtrahiert.

Fundament vorgestellte Sein heimsuchen und gerade der Abwesenheit eines letzten Fundaments zur Anwesenheit verhelfen“ (Marchart 2013, 86). Der Gegenstand, anhand dessen Derrida seine Gespensterlehre entwickelt, ist der bereits touchierte Tisch. Anders als zuvor behandelt, geht es Derrida dabei aber nicht um die Anzahl der Tischbeine, sondern um den Marx'schen Tisch, der in Form eines „Ding[s] als Gespenst und [eines] Gespenst[s] als Ding“ (Marchart 2013, 87) das Tanzbein schwingt. Es ist dabei *vor*erst nicht das Material selbst – in diesem Fall das Holz, aus dem der Tisch hergestellt wurde – welches zu tanzen beginnt, sondern der Tisch als Ware, in seiner Relation zum Markt. Marx folgend führt Derrida aus:

Zum Beispiel - und hier betritt der Tisch die Bühne - bleibt das Holz, wenn man einen Tisch daraus macht, immer noch Holz: Der Tisch ist dann »ein ordinäres sinnliches Ding«. Ganz anderes geschieht, wenn der Tisch zur Ware wird, [...]. Das ordinäre sinnliche Ding »verwandelt sich«, es wird jemand, es nimmt Gestalt an. (Derrida 2022, 206)

Und weiter:

Es genügt ihm [Marx, RS] nicht, diesem hölzernen Tisch, sich aufrecht zu halten, »er steht nicht nur« mit den Füßen auf dem Boden, »sondern er stellt sich« [...] auf den Kopf, einen Holzkopf, denn er ist zu einer Art störrischem, dickköpfigem, starsinnigem Tier geworden, das »sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf (stellt)«. Die Erscheinung einer seltsamen Kreatur, die Front macht vor den anderen, vor *ihresgleichen*: *gleichzeitig Leben, Ding*, [...] - mit einem Wort: Gespenst. (Derrida 2022, 208, Hervorhebung: RS)

Der hölzerne Tisch wird also in seiner Warenform gleichzeitig *Leben und Ding*, unaufhörlich oszillierend zwischen lebendig *und* nicht-lebendig. Dieses heimgesuchte Ding unterscheidet sich von anderen, die „ihresgleichen“, also selbstidentisch sind. Doch Derrida geht mangels Angst vor Gespenstern noch weiter und setzt zu der Frage an, in wie weit Marx' Versuch plausibel ist, „dem gespenstigen Moment einen Ursprung zu geben.“ (Derrida 2022, 218) Er nimmt damit die Grenze zwischen dem – bei Marx – ganz diesseitigen, intakten Gebrauchswert und dem heimgesuchten Tauschwert der Warenform in den Blick und setzt an zu einer, wie Laclau schreibt, „klassischen Bewegung der Dekonstruktion“ (Laclau 1996, 68): Durch die Dekonstruktion des Gebrauchswerts-Begriffs und der Aufweichung seiner abgrenzenden Funktion, beginnen die beiden Pole des reinen Gebrauchswerts und der reinen Warenform sich gegenseitig zu kontaminieren. Während dies bei der Ware, die durchaus in Gebrauch genommen werden kann, nahe liegt, so ist doch die Feststellung, dass die Ware bereits im Tisch spukt, noch bevor er in Warenform auftritt, überraschend. Diese Feststellung

gelingt Derrida aus der Zusammenführung der Marx'schen These mit seiner eigenen Theorie der Iterabilität, also sozusagen einer verändernden Wiederholung:

Besagter Gebrauchswert besagten ordinären sinnlichen Dings, die schlichte *hyle*, das Holz des hölzernen Tisches, von dem Marx annimmt, daß er noch nicht zu »tanzen« begonnen hat - seine Form selbst, die seine *hyle* formt, muß ihn zumindest der Iterabilität, der Substitution, dem Tausch und dem Wert versprochen und, wie gering auch immer, eine Idealisierung angerissen haben, die es erlaubt, ihn durch mögliche Wiederholungen hindurch als denselben zu identifizieren usw. Sowenig, wie es einen reinen Gebrauch gibt, gibt es einen *Gebrauchswert*, den die Möglichkeit des Tauschs und des Handels [...] nicht im voraus schon in ein *Außer Gebrauch* eingeschrieben hat [...]. (Derrida 2022, 218)

Die Warenform (im Marx'schen Sinn) hätte damit vor der Warenform begonnen, der Spuk war dem Tisch und ebenso seinem Holz schon eingeschrieben, bevor er begann zu tanzen. Diese Dekonstruktion hat weitreichende Konsequenzen: Derrida sagt damit, dass jegliches gesellschaftliche Verhältnis immer schon heimgesucht wird, d.h. immer schon nicht-selbstidentischen, anwesend-abwesenden Charakter aufweist. Der Spuk nimmt also nicht erst mit dem Kapitalismus seinen Anfang. In postfundamentalistischer Terminologie ausgedrückt würde man sagen,

dass die Spukform des Gesellschaftlichen kein abgeleitetes oder nachgeordnetes Phänomen ist, sondern gleichursprünglich mit Gesellschaft. Das Ding als Gespenst ist die Gesellschaft selbst. [...] Die gespenstige Gegenständlichkeit der Ware ist keine nachträgliche Abweichung vom Festen, Nützlichen und klar Geformten des Gebrauchsgegenstands. Sie ist diesem immer schon eingeschrieben. (Marchart 2013, 88–89)

Allerdings, und damit kehren wir zum Gegenstand dieser Untersuchung zurück, findet im Denken Derridas nicht nur eine Heimsuchung der Gesellschaft statt, sondern, wie das Holz des Tisches es verdeutlicht, auch eine Heimsuchung der Materie. Tatsächlich lässt sich nachvollziehen, wie die gegenseitige Kontamination von Gebrauchswert und Warenform mit einer ebenso gegenseitigen Verunreinigung von Gesellschaft und Materie korrespondiert. Derrida geht dabei so weit zu behaupten, dass ohne diese Form der Heimsuchung „noch nicht einmal de[r] Begriff des Gebrauchswerts [gebildet] [...] [und] keiner Materie, welcher auch immer, eine Form [ge]geben“ (Derrida 2022, 220) werden könnte. Und gleichzeitig müsste mit Derridas Iterabilitätspostulat festgehalten werden, dass identitäre Formgebung nie letztgültig sein kann, da bereits die Materie selbst in ihrer Form als Materie nicht aufgeht. Anders formuliert, würde die Nachzeichnung der Verwandlung des hölzernen Tisches – im Griechischen repräsentierte das Holz die Materie schlechthin – in ein Ding „ein Immateriell-

Werden der Materie ins Bild setz[en].“ (Derrida 2022, 208) Dieses Immateriell-Werden, als Effekt der hantologischen Operation, ist zu verstehen als Ent-Substanzialisierung oder Ent-Essenzialisierung der Materie; ihrer Enthebung aus der selbstidentischen Passivität, welche aus der metaphysischen Zuschreibung eines Seins als nicht-lebendig, letzten Endes eines Nicht-Seins rührte. Tatsächlich ist auch das dichotome Begriffspaar aus Leben und Tod von der kontaminierenden Kraft der Dekonstruktion affiziert und macht in weiterer Folge die klare Trennung der beiden Pole unmöglich.³⁹ Dabei gelingt es zwar Derrida nicht den Tod zu überlisten, allerdings weist er, wie Laclau ausführt, aus, in wie weit ‚volle‘ Präsenz, im Sinne von vollständiger Identität oder reinem Sein, nicht möglich ist:

Ist Zeit ‘aus den Fugen geraten’, und korrumpiert Dislokation jegliche Identität von Vorhandenem mit sich selbst, finden wir einen konstitutiven Anachronismus vor, der sich an der Wurzel jeder Identität befindet. Jedes ‚Leben‘ entspringt einer grundlegenden Leben/Tod-Dichotomie - es ist nicht ‚Leben‘ als unkontaminierte Vorhandenheit, sondern *Überleben* [survie], das die Bedingung jedes Vorhandenseins darstellt. (Laclau 2007, 69)

Mit Derrida gerät also nicht nur die Zeit aus den Fugen: Während zwar Anachronismus einen Grundzug der Gespensterhaftigkeit ausmacht, ist ihre „Essenz zu finden in der Unentscheidbarkeit zwischen Fleisch und Geist“ (Laclau 1996, 68), das heißt, zwischen Materie und Idee, oder zwischen der Idee von ‚Materie‘ und ihr gegenüberstehenden ontischen Entsprechung als Material mit jeweils unterschiedlichen Eigenschaften und Verwendungszusammenhängen. Aufgrund dessen erkennt Nikolai Roskamm in Derridas Hantologie eine „neue Form des Materialismus“ (2017, 343). Wie gesagt handelt es sich dabei um eine metaphysische Operation, weshalb ich an dieser Stelle einen Hinweis geben möchte, dass klarerweise keineswegs die atomaren Zusammenhänge in der Materie aufgelöst werden, wenn man zu ihrer Dekonstruktion ansetzt. Ebenso wie die Heimsuchung nicht den Gebrauch, sondern den Begriff des Gebrauchswerts zu bilden erlaubt, so ist nicht die Materie selbst, sondern ihr Begriff von der Dekonstruktion betroffen. Und mit dem Begriff der Materie die Begriffe jeglicher Materialien. Das gespenstische Ding ist also auch die Materie selbst; eine Materie, die, unauflösbar in einem gesellschaftlichen Zusammenhang stehend, bereits in ihrer hypothetischen reinen Naturform der Iterabilität versprochen war, noch bevor sie als Ressource die Warenform annahm. Derridas – über die Warenform des Holztisches hinausweisende – Conclusio lautet nun:

³⁹ Man erinnere sich hier an Heidegger, der das Sein als Sein-zum-Tode dachte.

Als das Gespenst, zu dem sie [die Warenform, RS] werden wird, affiziert sie ihn [den Holztisch, RS] im vorhinein und versetzt ihn in Trauer, und genau damit nimmt der Spuk seinen Anfang. Und seine Zeit und die Unzeitigkeit seiner Gegenwart, ihres »out of joint«-Seins. Spuken heißt nicht gegenwärtig sein, und man muß den Spuk schon in die Konstruktion eines Begriffs aufnehmen. In der Konstruktion jedes Begriffs, angefangen bei den Begriffen Sein und Zeit. Das ist es, was wir hier eine Hantologie nennen möchten. (Derrida 2022, 219)

Mit der Hantologie ist also eine Form der Ontologie begründet, die sich sozusagen als *vor-erste* Philosophie gebiert – „Alles nimmt seinen Anfang vor dem Anfang.“ (Derrida 2022, 220) Die Zuschreibung eines Status als *vor-erst* erfüllt dabei gleichzeitig Derridas Anspruch eine unreine Ontologie der unabschließbaren Befragung oder Heimsuchung skizziert zu haben, innerhalb welcher jegliches Sein prekär und immer nur vorerst stabil ist, sowie eine Funktion der Reihung, genauer: der Erstreihung, die jedoch nicht nur die Hantologie an erste Stelle unter den Bereichsphilosophien stellt, sondern darüber hinaus auch noch alles zeitlich vor ihr liegende befällt und damit postuliert, dass das Soziale, ebenso wie die Materialien, immer schon der Heimsuchung versprochen waren, das „Aus den Fugen geraten“- oder Unzeitig-Sein keine Konsequenz ist, sondern Grundbedingung. Mit Derridas Denken eröffnet sich also ein Weg, um das herkömmliche, traditionelle Denken von Wesenheit oder Form zu verwerfen zugunsten eines grundsätzlichen Verständnisses von der Widerständigkeit, oder vielleicht besser: der Widerspenstigkeit der Dinge, welche sich bis hin in die Materie ausbreitet. Im Angesicht der globalen Situation der Klimakrise, welche wir als Auflösung der materiellen Grundlagen der Gewissheit bezeichnet hatten, wird Hantologie zur zeitgemäßen Weise die Seinsfrage politisch zu stellen, da wie Marchart präzise herausstreicht, „jede Metaphysik zu einer politischen Ontologie wird, sobald sich das symbolische Dispositiv der Gesellschaft in die ontologischen Vorstellungen vom Wesen des Seins schlechthin einschreibt und so noch die abstrakteste Ontologie politisch verformt.“ (Marchart 2010, 268) Erst der Hantologie-Begriff erlaubt diese politische Verformung der Ontologie offen zu reflektieren. Mit dem Hantologie-Begriff gelingt also eine Schwächung der Form, die bereits von der Materie her gedacht wird und offenlegt, dass diese nie vollständig in der Formgebung aufgeht. Hinsichtlich des eingangs vorgeschlagenen Unterfangens der Annäherung von Postfundamentalismus und Neomaterialismus unter Blickkontakt ist damit ein großer Schritt getan. Und doch lässt – wie eingangs mit McNay kritisiert – auch Derridas Ansatz ein weitreichendere Folgenabschätzung des Denkens von Materialität als Materialität vermissen. Derrida hatte zwar darauf hingewiesen, dass Objekte nicht länger als unbescholten gelten können und ihnen, wie Marchart (2013, 53-54) schreibt, nun „trotz ihrer Materialität

Spukcharakter“ anhafte. Allerdings soll gerade das ‚trotz‘ im vorangegangenen Zitat, welches eine Gegenüberstellung von Objektivität-qua-Materialität und spukhaftem Ding mitführt, in dieser Arbeit zu einem ‚wegen‘ transformiert und der Spuk auch *in der Materie* lokalisiert werden. Ohne dieser Transformation scheint die Erkenntnis, wonach ein „zirkuläre[s] Verhältnis zwischen den transzendentalen *Bedingungen der Möglichkeit* und der historisch-empirischen *Möglichkeit der Bedingungen*“ (Marchart 2010, 261) besteht nicht ausreichend genüge getan, da zwar der ontologische Ausweis der Widerspenstigkeit der Materie erbracht wurde, jedoch nicht ausreichend auf die tatsächlich vorliegenden, ontisch-materiellen Entstehungsbedingungen eingegangen wurde, welche die „Möglichkeitsbedingungen des Seins im Allgemeinen“ (ebd.) modifizieren. Denn Derrida führt immer noch ein ontologisches Argument: Er zeigt auf, dass das Ontologische vom Ontischen durchkreuzt oder heimgesucht wird. Die Materialität dieser Heimsuchung ist jedoch nicht Teil seiner Beweisführung. Umgelegt auf die Leitfrage dieser Untersuchung könnte man also mit Derrida festhalten, dass auch der Formbarkeit unvorhergesehene materialimmanente Widerstände entgegengesetzt werden können, wie diese Widerstände jedoch aussehen könnten – man denke etwa an das Astloch im Holz des Tisches oder das Schlagloch im Asphalt der Straße – und wie die politischen Reaktionen aussehen, die sie hervorrufen, ist dabei noch nicht in den Blick genommen. So würde man sich ohne die Inblicknahme dieser Materialität hinsichtlich unseres Untersuchungsgegenstandes beispielsweise die Möglichkeit entgehen lassen, die Frage zu stellen, wie sich die als sicher geglaubte Materialeigenschaft des Betons, sich gefügig für jegliche architektonische Fixierung des Sozialen einsetzen zu lassen, im Moment des Verlustes dieser Eigenschaft auf das Sein des Sozialen auswirkt. Wenn die Klimakrise und die mit ihr einhergehenden steigenden Temperaturen zum Schmelzen von Straßen und Autoreifen und zur Häufung von Schlaglöchern führen und damit die Instabilität dieses Inbegriffs der Stabilität demonstrieren, welche Denkprozesse stößt das in einer Gesellschaft an, die sich ihres Betonfundaments so sicher wähnte? Anders gefragt: Verfolgte man ein politisches Projekt, das sich in gegenhegemonialer Weise der kapitalistischen Auffassung von urbanem öffentlichem Raum als reine Zirkulationssphäre widersetzt, und wollte man stattdessen die grunddemokratischen Qualitäten des Hier-Stehens, Hier-Gehens, des Hier-Sein-Könnens im öffentlichen Raum fassen und ihn als Institution zur Ermöglichung „sozialer Promiskuität [als] [...] unabdingbares Merkmal von Demokratie“ (Marchart 2020, 194) fassen, wäre es dann nicht hilfreich die materiellen Qualitäten dieses Raumes in den Blick zu nehmen und

nach Synergiepotenzial mit dem verfolgten politischen Projekt zu suchen? Dadurch rückt unser Fokus auf den Boden dieser Sphäre, ihren ‚floor‘,⁴⁰ bestehend aus Beton- und Asphaltsschicht, deren Bedeutung zwischen Boden und Grund oszillierend ihre Wirkung entfaltet. Es folgt die Beschwörung Henri Lefebvres.

Séance II – Spektraler Materialismus mit Henri Lefebvre

Während die Dramaturgie unserer Auseinandersetzung mit der Ontologie bisher zumindest annähernd chronologisch verlief, brechen wir an diesem Punkt mit der linearen Zeitfolge und lassen uns noch einmal von der Mitte des 20. Jahrhunderts einholen. Thematisch bleiben wir jedoch beim Gespenstischen, das uns nun mit Henri Lefebvre noch tiefer in die Abgründigkeit der Materie befördern wird. Die Beschwörung von Lefebvre übernimmt Nikolai Roskamm, dessen postfundamentalistischer Lefebvre-Lektüre ich im Weiteren folgen werde (vgl. Roskamm 2017, 87ff, 2021).

Lefebvre war marxistischer Denker und Poststrukturalist *avant la lettre*. Er hat sich tatsächlich lange vor Derrida dem Gespenstischen gewidmet und bereits in seinem 1968 erschienen Text *La droit à la ville* eine „spektrale Analyse“ der Stadt vorgeschlagen – wenn auch deutlich weniger umfangreich ausgearbeitet als Derrida. Lefebvres Wirken ist gekennzeichnet von seinem Bekenntnis zum marxistischen Denken einerseits, und andererseits seiner Ablehnung des dogmatischen Marxismus, wie er von der kommunistischen Partei Frankreichs zu seiner Zeit vertreten wurde, aus der er schließlich ausgeschlossen wurde. Sich vom Dogma der Partei abgrenzend und nach einer Weiterentwicklung des Marxismus suchend, begann Lefebvre mit seinem 1940 erschienenen Text *Le matérialisme dialectique* eine Differenzierung des Determinismusbegriffs vorzunehmen, wonach es zwischen einem wirklichen und einen falschen Determinismus zu unterscheiden gelte. Dem falschen Determinismus fällt dabei alles zu, was sich fundamentalistisch gebiert und absolut setzt, darunter der Ökonomismus und Empirismus in der Wissenschaft und der KP, oder der Liberalismus und Nationalismus in der Politik Frankreichs. Der wahre Determinismus hingegen ist eine Art ontologisch geschwächerter Determinismus, der den falschen Determinismus durchquert und überschreitet, erkennt und bewusst macht und ihn schließlich aufbricht, ohne ihn jedoch – der wahre Determinismus ist immer noch Determinismus – abzuschaffen. Der wahre Determinismus bei Lefebvre ist nicht absolut, metaphysisch, sondern menschengemacht und wird als menschengemacht behandelt. Und als solchen kann es ihn

⁴⁰ Der Begriff des ‚floors‘ wird an späterer Stelle wiederkehren und ausführlich besprochen werden.

nicht nur geben, es muss ihn sogar geben, er ist unabschaffbar. Roskamm hebt hervor, dass das, was Lefebvre unter dem Begriff des Determinismus versteht, in postfundamentalistischer Terminologie die Frage nach dem Grund wäre:

Es geht um das Erkennen und Schaffen von Gründen, deren Voraussetzung es ist, anerkannt zu haben, dass Gründe (weder andere noch sie selbst) nie absolut sein können. Es geht um Gründe, die, ohne in Bewegung zu sein, zwangsläufig *versteinern* (zu Fundamenten). (Roskamm 2017, 92, Hervorhebung: RS)

Lefebvre arbeitet also an einer Zerstörung des letzten Grundes, ohne den Grund selbst abzuschaffen und behält damit die Möglichkeit dessen, was mit Marchart gesprochen ein vorletzter Grund wäre. Eine Iteration des Denkens des Determinismus als Grund, sowie der Unmöglichkeit seiner Absolut-Setzung, findet in Lefebvres späterer Auseinandersetzung mit dem Materialismus in dem Text *Problèmes actuels du marxisme* von 1958 (übersetzt 1971) statt – dem Text, der ihm den Ausschluss aus der KP eingebracht hat. Hier beginnt ein Argument über die Grundlosigkeit von Gesellschaft, welches sich explizit auf die Materie stützt. Roskamm zeigt, dass Lefebvres Materiebegriff seiner Lenin-Lektüre entspringt, wonach der wissenschaftlich-aufgeklärt klingende Materiebegriff jenen des okkulten Naturbegriffs ersetzen sollte. Aus dieser Verschiebung stammt jedoch auch ein folgenreicher Import von der Natur in die Materie: „das Merkmal des Von-Außen-Kommens“ (Roskamm 2017, 100) und die Vorstellung, dass die Materie jeder Erkenntnis vorausgeht und äußerlich ist: die klassische Dichotomie des Idealismus - die die Materie unendlich und passiv zeichnet. Allerdings folgt bei Lefebvre aus dieser äußerlichen Unendlichkeit und Passivität eine spezifische Form der Aktivität der Materie: Ihr Sein als der Erkenntnis äußerlich, führt dazu, dass „[e]in bestimmter Satz über die Materie [...] die Totalität immer nur unvollständig und teilweise reflektieren [kann].“ (Lefebvre 1971, 106) Während also die Materie aus gesellschaftlicher Sicht äußerlich ist, ist aufgrund ihrer Unendlichkeit dieses Außen nicht abschließbar und sorgt für die Unmöglichkeit der Totalisierung jeglicher Struktur.⁴¹ Damit gerät der Begriff der Materie in eine besondere Position: Er bewirkt durch sein Sein als unendlich und endlich, als Totalität und Partikularität, als Ganzes und als Rest zugleich eine radikale Unentscheidbarkeit. Die Materie wird darin eine Variable – der Rest x – ein Unbekanntes, „das wir jedoch in unseren Behauptungen setzen (oder aber zu setzen ablehnen) müssen.“ (Lefebvre 1971, 105) Die Materie wird dadurch zum Überschuss oder Rest, der uns

⁴¹ In Kritik des Alltagslebens schreibt Lefebvre: „Der Moment der Totalisierung offenbart sich dabei zugleich auch als Augenblick des Scheiterns. Jede Struktur enthält in sich den Keim ihrer Negation: die beginnende Destrukturierung.“ (Lefebvre 1975, 9)

eine Entscheidung unter der Bedingung der Unentscheidbarkeit abverlangt. Diese Entscheidung ist der Rest, dieser Rest ist Politik. Oder genauer: Ist die Grundvoraussetzung für Politik, nämlich das konstitutive Auseinanderfallen des Ganzen und des Teils, das eine Schließung im Feld der Bedeutungsproduktion verhindert. Roskamm fasst folgendermaßen zusammen: Lefebvre

kritisiert das Ganze als fertiges Ganzes, als nicht kontingenzbewussten Determinismus, als kalt gewordene Totalität. Und er fügt dem Ganzen etwas hinzu, einen Rest, der das Bild des Ganzen ins Wanken bringt, weil, solange es einen Rest gibt, das Ganze niemals komplett ganz sein kann. (Roskamm 2017, 103)

Das Sprachspiel um den überschüssigen Rest bringt also das Kontingenzbewusstsein in und durch die Materie. In diesem Denken der Variable x als Materie, darauf weist Roskamm hin, besteht eine frappante Ähnlichkeit zu Jacques Lacans *objet petit a*. Wie bereits mit Laclau angeschnitten befinden wir uns damit auf dem Terrain einer Mangelontologie, auf dem ein Subjekt, das in die symbolische Ordnung, die Ordnung des Diskurses und der Sprache, eintritt, den Mangel dieser Ordnung übernimmt und ein Stück seines vollständigen Seins verliert. Dieses verlustige Stück beginnt sodann ein dinghaftes Eigenleben, wird fortan begehrt und als das Objekt imaginiert, das den Mangel beheben könnte. Die Pointe Lacans besteht aber darin, dass dieses Objekt unerreichbar bleibt und das Begehren unstillbar, der Mangel unbehebbar bleiben muss. Dazu zwei Anmerkungen: Zum einen werden unterschiedliche Gegenstände die Rolle des *objet petit a* vorübergehend einnehmen und womöglich auch erreicht werden, allerdings mag der Gegenstand erreichbar sein, nicht aber das a , das sogleich von einem neuen Gegenstand inkarniert wird. Und zum anderen, darauf weist Marchart hin, wird der Gegenstand, der die Rolle des Objekts einnimmt, „daher materieller Natur sein – auch wenn es eine spukhafte Materialität ist, die dem Spiel von An- und Abwesenheit unterliegt.“ (Marchart 2013, 295) Das Lacan'sche *objet petit a* ist ebenso wie die Lefebvre'sche *Materie x* „nichts anderes als die Totalität selbst“ (ebd., 294); jene Totalität, die die Triebkraft des Sozialen erzeugt, jedoch, bzw. indem sie im Moment ihrer Vollendung „offenbart, dass sie keine ist.“ (Lefebvre 1975, 10) Während also bei Lacan *etwas Materielles* den Spuk im Sozialen vorübergehend aufnimmt, ist es bei Lefebvre die *Materie*, die für den Spuk verantwortlich ist. Beide sind dabei „Varianten der selben grundlegenden und konstitutiven Idee des postfundamentalistischen Denkens.“ (Roskamm 2021, 87) Mit Lefebvre können wir nicht nur eine Entgründung der Materie vollziehen, die, wie Roskamm festhält, „den Weg zu einer poststrukturalistischen Theorie der Stadt [weist]“ (Roskamm 2017, 105) und uns damit auch den urbanen öffentlichen Raum in den Blick nehmen lässt, wir

haben zudem eine postfundamentalistische Alternative zum Neomaterialismus gewonnen, der die Materie aus einer überflussontologischen Tradition beleuchtet. Mit einem Begriff von Materie als x , als Rest und als unerreichbare Totalität, die gerade als Unerreichbares Effekte produziert, ist die Abschiebung der Materie in die passive Selbstgenügsamkeit verstellt und ihre Wirkung im Sozialen als für das Soziale konstitutiv geschaltet. Wir haben damit die von der Materie ausgehenden Effekte – die das Soziale heimsuchenden, sie entgründenden Effekte – untrennbar mit dem Begriff der Gesellschaft verkreuzt. Lefebvres spektraler Materialismus, der das anwesende Abwesende der Materie ins Bild setzt, deutet uns dabei jedoch nicht nur die Materie als den überschüssigen Rest, der verhindert, dass Gesellschaft zu sich selbst findet und mit sich selbst ident wird. Wir waren gerade noch mit Lefebvre den Schritt gegangen nachzuvollziehen, dass aufgrund der Mangelhaftigkeit am System der Sprache Materie zugleich als endlich und unendlich erscheint und damit postuliert, dass sie somit ihrerseits nicht zu Selbstidentität finden kann. Die Lefebvre'sche Behauptung, wonach der überschüssige Rest, der einen abgeschlossenen, vollendeten Zustand der Gesellschaft verhindert, die Materie sei, lässt sich ausbalancieren um den Punkt, dass der überschüssige Rest, der verhindert, dass Materie jemals tatsächlich selbstgenügsame Beharrung und vollständige Aktualität erlangen würde, die Gesellschaft sein muss. „Kontingenzbewusstsein erweist sich als die eigentliche Demarkationslinie zwischen fundamentalistischem Determinismus und Sozialtheorie“ (Roskamm 2021, 88) - und dieses Kontingenzbewusstsein ist mit Lefebvre nicht von der Materie zu trennen.

Der Inbegriff dieses Materie-Gesellschaft-Chiasmus findet sich bei Lefebvre in der Stadt. Lefebvre entwickelt dabei einen diskursiven Blick auf die Stadt – er liest sie als Text – jedoch ergänzt er diese Lesart um die Materie – um den Kontext – der die Stadt zum Ding transformiert:

[A]llgemeine Relationen schrieben sich in den urbanen Text nur als übersetzt durch Ideologien ein, interpretiert durch Tendenzen und politischen Strategien. Es ist diese Schwierigkeit, auf der bestanden werden muss, jene des Verstehens der Stadt als semantisches System [...]. Im Zuge der Projektion auf eine spezifische Ebene wird der allgemeine Code der Gesellschaft modifiziert: der spezifische Code des Urbanen ist eine unergründliche Modulation, eine Version, eine Übersetzung ohne Original oder Ursprungstext. Ja, die Stadt kann gelesen werden [...]. Allerdings ist es nicht genug sie zu untersuchen ohne einen Bezug zu ihrem Kontext. (Lefebvre 1996, 108)

Was wir hier mit Lefebvre nachvollziehen ist eine Materialisierung, die erst über den Umweg der Diskursivität vollzogen und auf diesem Umweg einer Modifizierung – oder mit Derrida gesprochen: einer Iteration – preisgegeben wird, die den Nullpunkt des Bedeutungssystems

verlieren lässt und jede direkte Übersetzung verhindert. Die Stadt ist wie gesagt ein „Text in einem Kontext“ (Lefebvre 1996, 101), wobei die Erweiterung um diesen Kontext dafür sorgt, dass uns das Denken eines abgeschlossenen Signifikationssystems verunmöglicht wird, da Bedeutung sich somit niemals vollständig aus dem geschlossenen Signifikationssystem erschließt, dem durch den Kontext – die Materie – etwas hinzugefügt wird. (vgl. Lefebvre 1996, 108). Die Stadt ist „eine Projektion der Gesellschaft auf den Boden“ (Lefebvre 1996, 109), allerdings ist der Boden keine glatte Oberfläche, sondern verworfen, oder mit Deleuze und Guattari gesprochen: gekerbt, ebenso von Machtverhältnissen durchzogen und strukturiert wie das Diskursive selbst. Im Denken Lefebvres gibt es keine klare Trennbarkeit mehr zwischen Materie und Diskurs, Diskursivem und Nicht-Diskursivem, weshalb man aus postfundamentalistischer Perspektive darauf verweisen muss, dass eine empirische Untersuchung von Stadt (ebenso wie von Gesellschaft, oder Materie) nur als spektrale Analyse möglich ist - eine Analyse, die die Ent-Substanzialisierung ihres Untersuchungsgegenstandes beinhaltet. Erneut sind wir also an dem Punkt angelangt, an dem wir schon bei Derrida gestanden haben, allerdings haben wir das Denken der Ent-Substanzialisierung nun aus dem Zusammenhang mit der Stadt und dem Urbanen gewonnen, dem die spektrale Analyse Lefebvres galt und für das auch wir uns interessieren. Roskamm, unser postfundamentalistischer Wegweiser durch das Werk Lefebvres, zeigt nun auf, inwiefern die Gespenster bei Lefebvre in den „Leerstellen des Urbanen – [den] Brachen, Nischen und geheimen Plätze[n] - so etwas wie physisch-räumliche Repräsentanten der unbesetzten Stadt“ (Roskamm 2017, 145) hausen, und nimmt dies zur Grundlage seiner These, wonach die Stadt ontologisch unbesetzbar, unfixierbar wäre. Es ist jedoch genau an dieser Stelle, an der wir mit Lefebvre über Lefebvre/Roskamm hinaus gehen müssen, um dem oben erwähnten „zirkulären Verhältnis zwischen den transzendentalen *Bedingungen der Möglichkeit* und der historisch-empirischen *Möglichkeit der Bedingungen*“ (Marchart 2010, 261) ausreichend Genüge zu tun. Es wurde nämlich bisher zwar der ontologische Ausweis der Widerspenstigkeit der Materie erbracht, jedoch nicht ausreichend auf die tatsächlich vorliegenden, ontisch-materiellen Entstehungsbedingungen eingegangen, welche die Möglichkeitsbedingungen des Seins modifizieren. Die Architektin und Architekturtheoretikerin Gabu Heindl weist in Erwiderung an Roskamm darauf hin, dass „[u]rbaner Raum nie unbesetzt [ist], er ist immer besetzt, entweder durch ‚das Kapital‘, also durch eine kapitalförmige oder primär Profitinteressen verpflichtete Aneignung - oder anders. Es macht eben einen Unterschied, wie besetzt wird.“ (Heindl 2020, 143) Auch vermeintliche Leerstellen wie Brachen oder Sackgassen entziehen sich also nicht der im Großteil des Raums

wirkenden Logik. Heindl weiter: „Eine gänzliche Unbesetztheit von Stadtraum resultiert (auf einer ‚ontischen‘ Ebene sozialer Wirklichkeit) in den meisten Fällen über kurz oder lang in einer Kapital-Besetzung.“ (ebd., 144) Heindl fordert also klar eine Reflexion der ontischen Materialität der ontologischen Behauptung ein und stößt dabei ohne Umschweife auf einen sozialen Konflikt. In ihrer Feststellung findet sich Lefebvres Analyse des zentralen Platzes der antiken Stadt wieder, wonach dieser leer- bzw. freigehalten wurde, um Versammlungen zu ermöglichen, jedoch später, im Mittelalter, durch Märkte, bzw. die Ökonomie im Allgemeinen, besetzt wurde. (vgl. Lefebvre 1996, 169f) Eine ähnliche Ausführung findet sich auch über ‚die Straße‘, mit der Lefebvre bereits den zentralen *Ort* einer Stadt verlässt und stattdessen das zentrale *Merkmal* der modernen Stadt anspricht:

Lasst uns kurz die Straße erwähnen, jenes charakteristische Merkmal der modernen Stadt. Es ist die Straße in der industriellen Großstadt, welche das realste, das originellste Leben aufweist. Es ist die Straße, welche in der Großstadt unvergleichlich mehr Auswahl und Möglichkeiten, welche wir ‚Verführung‘ und ‚Versuchung‘ nennen, bietet, als das Dorf. [...] Sobald die Straße diese Anziehungskraft verliert, sei es, weil sie verlassen ist oder weil, entgegengesetzt, starker Verkehr sie unerträglich macht, verwandelt sich die Stadt in eine Mondwüste. (Lefebvre 2003, 90)

In der Kritik des dichten Verkehrs, der die Straße unerträglich macht, schlage ich vor eben jene Kapital-Besetzung wieder zu erkennen, vor der Heindl warnt: Eine Zerstückelung des öffentlichen Raums in eine Vielzahl kleiner Privaträume (als Parkplätze) einerseits und die Transformation des Öffentlichen in eine glatte Zirkulationssphäre von Waren und Menschen andererseits, deren Geschwindigkeit (sowie die unerträglich Nebeneffekte der Automobilität: Abgase, Lärm, Lebensgefahr beim Betreten der Straße) die bereits genannte zentrale Funktion eines als radikaldemokratische Institution aufgefassten öffentlichen Raums – die Ermöglichung sozialer Promiskuität – verhindert (vgl. Appleyard 1980). Wir müssen also an dieser Stelle merken, dass ein ontologisches Argument über die Leerstelle in der Stadt ebenso wie über die Demokratisierung von öffentlichen Raum nicht nur diese und jene Ecken, Winkel und einzelne Plätze – ungeachtet ihrer Zentralität – umfassen darf, sondern sich dem Anspruch eine ontologische Aussage treffen zu wollen entsprechend, auf alle Straßen, Plätze, Brachen, Winkel etc. erstrecken muss, und zwar den bestehenden, sowie den in Planung befindlichen, den noch zu erdenkenden, den kommenden, wie den verlorengegangenen. Jedoch wird man sich auch aus postfundamentalistischer Sicht – und Heindl vertritt eine solche – fragen müssen, wie eine Berücksichtigung der Realität materieller Setzungen geschehen kann, um zu eruieren, wo und wie mit politischer Schlagkraft zum Kampf um diese Räume anzusetzen ist.

Gerade die Auseinandersetzung mit Beton bringt dabei auch eine immanente Kritik an der neomaterialistischen Ontologie des Werdens hervor. Vor dem Hintergrund, dass die Vorstellung des konstanten Werdens der Welt zwar „einen konstanten Prozess der Entgründung [empfiehlt], aber keinen der Gründung“ (Marchart 2010, 303) und damit in Richtung einer „Politik ohne Politik“ (ebd.) tendiert, die die Materialität der Gründungsanstrengung und des sozialen Kampfes um Hegemonie aus dem Blick verliert, erfolgt ein möglicher Anstoß zur Gegenbewegung zu dieser problematischen Entwicklung erneut von einer Architekturtheoretikerin, namentlich durch Katie Lloyd Thomas. Lloyd Thomas vollzieht eine entscheidende Wende ausgehend von einer Ontologie des Werdens gleichsam hin zu einer Ontik des Prozesses, oder wie sie unter Bezugnahme auf Gilbert Simondon schreibt, einer allagmatischen⁴² Theorie (vgl. Lloyd Thomas 2015, 2021). Simondon hatte, ebenso wie Heidegger, einen Blick in die Werkstatt gewagt, dabei allerdings weniger die Werkzeuge ins Zentrum seiner Aufmerksamkeit gestellt, als die Materialien, welche durch diese bearbeitet werden. Lloyd Thomas weist nun darauf hin, dass in der Philosophiegeschichte oftmals Materialien behandelt wurden – beispielsweise Bronze durch Aristoteles oder Gold durch Marx – welche sich gut zum Denken der Materie eignen, da sie „zumindest in ihrem flüssigen Zustand in sich selbst formlos sind“ und darüber hinaus „eine feste Matrice [*mould*] benötigen, welche physisch das Konzept der Form exemplifiziert.“ (Lloyd Thomas 2015, 271) Man könnte die Liste der philosophischen Behandlung materieartiger Materialien noch ergänzen um Metall im Allgemeinen durch Deleuze/Guattari und Bennett (siehe Teil 2 dieser Arbeit), Wachs durch Platon/Descartes (vgl. Didi-Huberman 2015) oder Plastik/Kunststoff durch Barthes (vgl. Barthes 2012, 223f). Doch nur Simondon, der sich mit Ton und dessen prozesshafter Transformation in einen Ziegelstein auseinandersetzte, bekommt aus Lloyd Thomas‘ Sicht in den Blick, dass „das Konzept von Materie als ein passives, plastisches, homogenes ‚Nahtlos‘-Material keineswegs als solches in der Welt vorgefunden werden kann, sondern selbst produziert und reproduziert werden muss.“ (Lloyd Thomas 2015, 272) Diese Einsicht rührt daher, dass sich Simondon die Zeit nimmt, sich die vorausgehenden Schritte der Ziegelherstellung anzusehen, welche dazu dienen, den Ton „durch Vorbereitung als plastisch zu rendern“ (ebd., 273) – eine durch einen sozialen Arbeitsaufwand hergestellte Plastizität, welche erst die relativ uneingeschränkte Formgebung ermöglicht. Lloyd Thomas überträgt nun ihrerseits Simondons Einsicht auf die Verwendung von Beton. Durch eine intensive historisch-empirische Auseinandersetzung mit

⁴² Aus dem Griechischen: allagma; Unbeständigkeit, (Aus-)tausch (von Energie), Veränderung

Spezifikationen und Instruktionen für den *in situ* Betonguss zeigt sie, dass ein großer Aufwand betrieben werden muss, um die spezifische Materialität des Betons, seine Tendenz Absenkungen oder Risse zu bilden, beim Aushärten zu schwitzen und so Spuren der Schalung sichtbar zu machen, wie sie sagt, zu verleugnen, unsichtbar zu machen und so erst die Vorstellung der leblosen, homogenen Materie herzustellen.⁴³ In der Herstellung von Plastizität durch Vorbereitung von Materialien werden, wie Lloyd Thomas unter Berufung auf Simondon schreibt, „historische Singularitäten, welche durch das Material bereitgestellt werden“ (Lloyd Thomas 2015, 278) ausgemerzt. Anders gesagt: Die immanente *Widerspenstigkeit des Materials* wird durch entsprechende Vorbereitung transformiert in eine *Gefügigkeit der Materie* – aus der Kontingenz-qua-Materialität wird Beherrschbarkeit durch die Herstellung purer Kontingenz. Das Politische dieser handwerklichen Vorbereitungspraxis liegt nach Lloyd Thomas nun darin, dass die angewandten Techniken sich durchaus zu Denkmodellen verallgemeinern. Demnach bezöge das wirkmächtige hylemorphische Modell der Trennung in aktive Form und passive Materie seine scheinbar universelle Aussagekraft aus den beschriebenen Praxen der ‚*Materisierung*‘, welche „eher ein konzeptuelles Modell validiert, als einer physikalischen Realität entspricht.“ (ebd.) Ist diese Materisierung erst als handwerkliche, soziale Praxis erkannt, auf der dieses Denkmodell aufbaut und von der es seine Legitimität ableitet, so erscheint die Materie im hylemorphischen Modell als auf unzulässige Weise ontologisch überhöht.⁴⁴ Das Konzept der Form ist damit ebenfalls unzulässigerweise von materieller Widerspenstigkeit bereinigt und erst dadurch idealisiert. Lloyd Thomas erbringt also den Nachweis, dass die Passivierung der Materie zugunsten der Plastizität und Formempfänglichkeit immer schon unter erheblichem Aufwand hergestellt wurde und genaueste Einhaltung von Abläufen verlangt, die durch die Anwendung von Praxiserfahrung festgelegt wurden. Gleichzeitig macht sie klar, dass die durch diese vermeintlich nahtlosen und homogenen Materialien eine Alltagserfahrung gesetzt wird, in der das Konzept der Materie als passiv und formempfänglich erst verallgemeinert wird: Hier wird

⁴³ Der Nachweis dieser Herstellung von Plastizität durch Vorbereitung könnte dabei ebenso mit dem Holz von Derridas tanzendem Tisch erbracht werden. Wie Lloyd Thomas bemerkt, besteht gegenwärtig eine Tendenz eine große Produktpalette von plastischen Materialien herzustellen, darunter sogenannte MDF-Platten, welche durch die Zerkleinerung des Ursprungsmaterials und die anschließende Verpressung (mit Hilfe von Zusätzen wie Bindemitteln, Klebstoffen) zu einer nahtlosen, astlochlosen Holzplatte werden, die perfekt automatisiert bearbeitet werden kann. Wenn der Leser oder die Leserin dieser Zeilen in seine/ihre Küche geht und den dort stehenden Esstisch genau betrachtet, wird er/sie darin sehr wahrscheinlich eine laminierte MDF-Platte vorfinden.

⁴⁴ Ähnlich wie Heindl verweist auch Lloyd Thomas darauf, dass eine ontologische Überhöhung der Materie mit kapitalistischen Produktionsmodi und Aneignungsprozessen potentiell komplizitär ist.

die Grundlage einer ontologischen Festigkeit der in Form gebrachten Materie gelegt – einer *Festigkeitsfestigkeit* sozusagen. Wendet man diese Einsicht zurück zum Beton, so wird klar, dass die eingangs mit Vorbehalt angebotene Beschreibung seiner Beschaffenheit als gleichmäßig-bruchlos über seine gesamte Ausdehnung hinweg eine Materisierung reproduziert, welche den aus ihm errichteten Bauwerken das Antlitz der dazu im hylemorphischen Gegensatz stehenden, idealen Form verleiht (vgl. Lloyd Thomas 2015, 284). Einer idealen Form, die revisionsresistent und gegen Veränderbarkeit immun ist.

Lefebvre beschreibt den urbanen öffentlichen Raum als Subtraktion aller ‚globalen‘ Entitäten (Kirchen, Ministerien, etc.) und aller privaten Gebäude vom Stadtplan einer beliebigen (ausreichend großen) Stadt. Übrig bleibt das Dazwischen des lokalen Öffentlichen: Straßen, Plätze, Gassen, Alleen (vgl. Lefebvre 2003, 137f). Man kommt nicht umhin zu bemerken, dass all diese Typen des Öffentlichen, der Projektion der Gesellschaft auf den Boden, erst durch ihre Befestigung durch Beton und Asphalt als öffentlich markiert werden, weshalb das Denken über des urbanen Öffentlichen nicht vom Denken des Betons zu trennen ist. Die Auffassung darüber, auf welchem Terrain man sich im Moment des Betretens des öffentlichen Raums befindet, was das Sein der Materialien ausmacht, die ihn befestigen und in seiner Bedeutung und Ordnung fixieren, wird daher unweigerlich den Handlungsspielraum dessen begrenzen, wofür nach Lefebvre dieser öffentliche Raum genutzt wird: Für „Angriff und Verteidigung, um zu kämpfen.“ (Lefebvre 2003, 141) Mit dem Denken der Materie befassen wir uns also auch mit der Manövrierfähigkeit in einem Terrain, welches zur Zeit zunehmend schwerer wird zu betreten: Einem öffentlichen Raum, der nicht nur dem Druck der ökonomischen Besetzung und der Ordnungsphantasien autoritär-konservativer Akteure ausgesetzt ist, sondern auch aufgrund der steigenden Temperaturen zunehmend unwirtlicher wird - für Mensch und Nicht-Menschliches gleichermaßen. Um die thermische Energie der steigenden Temperaturen, die in einem vielfach belegten Phänomen zu einem wörtlichen schmelzen oder sich verflüssigen der Straße führen, in politische Energie transformieren zu können, wollen wir an Heindl angelehnt festhalten: Es macht auch einen Unterschied, wie erdacht wird - ob in unserem Denken und in der Gestaltung des Sozialen der Leerstelle ein Platz eingeräumt wird, oder nicht, ob wir Materialität unsichtbar machen und die ideale Form in den Vordergrund rücken, oder ob wir nur vorübergehende, unvollständige Fundamente legen.

1.4 Zwischen-stand: Die *Vorletzbarkeit* der Gründe

Das Kernanliegen dieser Arbeit besteht, wie eingangs beschrieben, darin, vermittelt durch eine Bewegung zurück zum Beton, einen produktiven Dialog zwischen der Materie und dem Politischen zu ermöglichen. Dazu bietet es sich an, die Theorien des Postfundamentalismus und des Neomaterialismus zu verschränken und deren jeweilige Defizite durch die Stärken ihres Gegenübers produktiv zu supplementieren. Um dieser Verschränkung eine Grundlage zu legen, haben wir gemeinsame Ursprünge, vorliegende Abzweigungen und mögliche Konfluenzen in den Blick genommen und schließlich festgestellt, dass trotz unterschiedlicher Themengebiete der jeweiligen Unterfangen, das postfundamentalistische Projekt der Schwächung der Form und das neomaterialistische Projekt der Aktivierung der Materie in unterschiedlicher Bezugnahme auf Heidegger ein gemeinsames ontologisches Projekt verfolgen. So bestehen klare Gemeinsamkeiten im neomaterialistischen Versuch der Überwindung des hylemorphischen Form-Materie-Dualismus auf der einen, und der postfundamentalistischen Dekonstruktion von Grund als Ab-Grund auf der anderen Seite. In beiden Fällen steht der Durchgang durch ein ontologisches Unmöglichkeitspostulat – weder letzte Gründe, noch die ideale Form sind erreichbar – zu einer ontischen Möglichkeit der Veränderung am politischen Programm. Letztere wird jedoch nicht immer ontisch ausbuchstabiert und bleibt oftmals auf Ebene der Ontologie verortet, was zu einem gewissen Transmissionsverlust hinsichtlich der Anwendung im Bereich der Politik führt. Dieser Transmissionsverlust scheint einem Mangel an der Berücksichtigung von Materialität – sowohl des Politischen, als auch der Materie – zu liegen. Um diesem Manko entgegenzuwirken, beharrt etwa Marchart – aufbauend auf Laclaus Hegemonietheorie, die, wie er schreibt, „noch am ehesten das *missing link* zwischen politischer Theorie und Sozial- und Gesellschaftstheorie beisteuern kann“ (Marchart 2013, 13) – auf dem chiasmatischen Verhältnis von Politischem und Sozialem. Er positioniert sich damit als Garant für das Denken der Materialität im Postfundamentalismus und damit für eine Aktivierung der Materie qua Schwächung der Form *des Sozialen*. Mit Marchart müssen wir das postfundamentalistische Kontingenzpostulat, um es nicht zum Beliebigkeitspostulat verkommen zu lassen, in einen starken Bezug zur historischen sozialen Realität und der darin

stattfindenden politischen Kämpfe stellen.⁴⁵ So weist er darauf hin, dass ein politisches Projekt

um eine teilweise Schließung bzw. Neugründung des Sozialen bewerkstelligen zu können, eine Tendenz zur Verallgemeinerung und Majorisierung der eigenen Position aufweisen [muss]. Dazu wird es Hindernisse überwinden müssen, die einerseits in den im Sozialen bereits vorgefundenen Macht- und Ausschlussverhältnissen bestehen und andererseits in einer Vielzahl konkurrierender Schließungs- und Neugründungsprojekte. Die unterschiedlichen Schichten sedimentierter Fundamente einerseits, der »Stellungskrieg« hegemonialer Kämpfe andererseits schaffen Widerstände, mit denen es *strategisch* umzugehen heißt. (Marchart 2010, 324)

Der eingangs bereitgestellten formalen Definition von Kontingenz, wonach diese bezeichnet, was weder notwendig noch unmöglich ist, kann also an dieser Stelle des Arguments um einiges mehr an materieller Struktur abgerungen werden:

Kontingenz ist etwas, was weder notwendig ist noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (Erfahrenes, Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen. Er setzt die gegebene Welt voraus, bezeichnet also nicht das Mögliche überhaupt, sondern *das, was von der Realität aus gesehen anders möglich ist*. [...] Die Realität dieser Welt ist also im Kontingenzbegriff als erste und unauswechselbare Bedingung des Möglichen vorausgesetzt. (Luhmann 2003, 152, Hervorhebung: RS)

Mit dieser musil'schen Wendung⁴⁶ kommt das zum Ausdruck, was Marchart im Anschluss an Heidegger als „chiasmatische[] Natur der ontisch-ontologischen Differenz“ (Marchart 2010, 253) beschrieben hatte und auch von McNay als „zirkulärer Zusammenhang zwischen den Feldern des Sozialen und des Politischen“ (McNay 2014, 15) gefasst und eingefordert wurde. Ausgangspunkt dieser reflexiven Realisierung der Zirkularität, mit welcher der Kontingenzbegriff sozialpolitische Sprengkraft erhält, ist historisch betrachtet der Moment, als erstmals das Band soziotranszendenter Herrschaftslegitimation – eine bis dahin sehr wirksame Bemühung der Aufstellung eines unverletzlichen Grunds – durchtrennt wird und der letzte Grund der Herrschaft von Gottes Gnaden sich als immer schon *vorletztbar* erweist. Die Rede ist von der ‚demokratischen Erfindung‘ (vgl. Lefort 1986), die sich im Zuge der

⁴⁵ Das gleiche könnte wohl von McNay gesagt werden, allerdings gelangte sie, wie bereits dargestellt, einige Jahre nach Marchart zu diesem Schluss.

⁴⁶ Der österreichische Schriftsteller und sozusagen literarischer Urahn gegenwärtiger postfundamentalistischer Theoriebildung, Robert Musil, hatte diesen Zusammenhang bereits um 1930 folgendermaßen ausgedrückt: „Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt, und nichts wäre so verkehrt, wie das zu leugnen.“ (Musil 1970, 17)

Französischen Revolution im Ereignis der Enthauptung des Königs vollzieht. „Mit ihr“, so Marchart, „war durch menschliches Handeln allgemein sichtbar bewiesen worden, dass soziale Ordnung auf keinen unumstößlichen Fundamenten aufruht und Gesellschaft daher auch anders geordnet sein könnte.“ (Marchart 2013, 30) Umgekehrt konnten wir sehen, wie sich Katie Lloyd Thomas als GarantIn für das Denken der Politik vom Standpunkt der Materie aus anbietet und die in vielen Neomaterialismen abwesende Dimension der Gründung ausführlich hinsichtlich ihrer Materialität beleuchtet. Ihre Beschreibung baulicher Praktiken und der daraus gewonnene Begriff der Materisierung erlaubt die ‚ent-materisierende‘ bzw. re-ontifizierende Gegenbewegung innerhalb des zirkulären Verhältnisses aus Sein und Seiendem, bzw. Form und Materie zu denken und ermöglicht die Transzendierung des hylemorphischen Modells, indem sie die Form selbst als materiell und die Materie selbst als vorgeformt fasst und damit auf die Verschränktheit von Gesellschaft und Materie als Ergebnis sozialer Praktiken (vis-a-vis ontologischer Glaubenssprünge in die Vitalität der Materie) beharren kann. Die im Rahmen dieser Arbeit vorgeschlagene Entgründung der Materie, entpuppt sich mit Marchart und Lloyd Thomas entgegen möglicher Assoziationen mit dem Entgründungsbegriff daher weniger als ein Voranschreiten in Richtung des Ziels der völligen Grundlosigkeit, denn als eine Rückkehr zum verdrängten Denken der Materialität der Gründungsaktivität. Erst damit lässt sich im ontischen Feld der Politik und im gebauten öffentlichen Raum an Manövrierfähigkeit gewinnen.⁴⁷ Mit diesen beiden praxis-theoretischen Interventionen im Hintergrund entfaltet auch der eingangs vorgestellte Begriff der *Vorletzbarkeit* von Gründen seine volle Produktivität. Mit ihm wird die Rückkehr des Denkens von Materialität in Entwürfen instabiler Ontologien markiert. Anders – und der Terminologie der Strukturierung dieser Arbeit entsprechend – gesagt, erlaubt der Begriff die hylemorphische Arbeitsteilung zwischen Postfundamentalismus und Neofundamentalismus zu transzendieren, indem er den zirkulären Zusammenhang von Sein und Seiendem, Möglichkeitssinn und Wirklichkeitssinn begriffsarchitektonisch abbildet. Jedweder *vorletzbare* Grund erweist sich als nie rein philosophischer Natur, sondern als entspringend aus dem Feld des Sozialen, als hergestellte Bedeutungsfixierung und daher offen und verletzbar durch hegemoniale Grenzverschiebungen. Da jeder vorletzte Grund auch immer von jemandem gelegt und verteidigt werden muss, verweist der Begriff auf die Verletzbarkeit der Personen, die an seiner Verlegung und Aufrechterhaltung beteiligt sind, welche durchaus

⁴⁷ Denn, wie gerade mit Katie Lloyd Thomas dargestellt, ist die völlige Grundlosigkeit bzw. pure Kontingenz der Materie der Ausgangspunkt dieser Entgründungsunternehmung, den es zu verlassen gilt, um besagte Manövrierfähigkeit zu erlangen.

den Einsatz von körperlichen Zwangsmaßen umfassen und unter Zuhilfenahme von materiellen Bau- und Befestigungsmaßnahmen geschehen kann. Damit ist abschließend gesagt, dass erst in Abwesenheit eines letzten Grundes tatsächlich Verletzlichkeit und Materialität ins Feld des Gründens gezogen wird und so der vorletzte Grund mit der Verletzbarkeit seiner Gründer*innen konfrontiert und verschränkt wird, als jeweils *versuchte Gestalten in einer versuchten Gestalt der Gesamtheit*.

2. Stein und Zeit: Ontologie(n) des Nicht-Lebendigen

*Man erinnert sich, daß China und die Tische zu tanzen anfangen,
als alle übrige Welt still zu stehn schien -
pour encourager les autres.
(Marx & Engels 1883, 40)*

*Nichts ist aufregender als die unablässigen Bewegungen dessen,
was unbeweglich zu sein scheint. (Deleuze 1993, 228)*

Nachdem im ersten Abschnitt eine Grundlage über das Verständnis von Ontologien im Plural geschaffen wurde, sowie deren Status als instabil mit der Möglichkeit von demokratischer Politik in Zusammenhang gebracht wurde, wollen wir nun dazu übergehen die Frage zu stellen, inwiefern Materie und Material – mitunter der Inbegriff der Stabilität und der Determiniertheit – innerhalb einer instabilen Ontologie politisch produktiv gemacht werden kann. Fragen wie diese machen das Kerngeschäft des Neomaterialismus aus, dessen Vertreter*innen wie bereits erwähnt darauf bestehen, dass die Materie ins Denken des Politischeniedereinzusetzen ist. Neomaterialistisches Denken weist in aller Deutlichkeit aus, dass der liberale Mainstream keine Vorstellung von Materie besitzt, die über die Verwendung als Ressource – gleichzeitig regional begrenzt und dadurch konfliktevozierend, sowie global betrachtet vermeintlich unendlich vorhanden und damit wirtschaftliches Wachstum ermöglichend – hinausgeht. Der Tenor dieser durchaus heterogenen Denkrichtung liegt jedenfalls darin, die Materie, die in Form von Erdöl in den 1970er Jahren erstmals eine globale politische Krise ausgelöst hatte, nicht länger als bloße Kulisse zu betrachten, sondern die Effekte, die von ihr ausgehen auch auf ihre politischen Auswirkungen hin zu untersuchen und in die Politische Theorie einzuarbeiten. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie diese Effekte zu konzipieren sind, was einerseits durchaus unterschiedliche Antworten hervorbrachte, die jedoch andererseits eine Gemeinsamkeit aufweisen: Sie alle arbeiteten sich an den ontologischen Grundlagen der Theoriebildung ab und verpflichteten sich der einen oder anderen Form der instabilen Ontologie, in der nicht nur das Sein der Materie in den Blick genommen, sondern dieses stark als im Werden begriffen und dadurch dynamisiert wird. Im Folgenden möchte ich zwar anerkennen, dass die neomaterialistische Kritik, wonach der Rolle der Materie innerhalb politischer Prozesse zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird (vgl. Barad 2003, 801) und eine gewinnbringende Aktualisierung postfundamentalistischer

Positionen erlaubt, jedoch diese Feststellung hinsichtlich zweier Kategorien zu befragen ist, die mir als Stolpersteine im Unterfangen der gegenseitigen Annäherung erscheinen: Die Differenzierung der Zeitlichkeit von Materie und Politik einerseits und der theorieimmanente Umgang mit der Leerstelle (Positivität vs. Negativität) andererseits. Diese beiden Merkmale sollen Anhaltspunkte für die folgende Auseinandersetzung mit ausgewählten theoretischen Positionen bereitstellen. Diese Auseinandersetzung wird beim Denken Jane Bennetts Ausgang nehmen, die mit dem Konzept der ‚*lebhaften*‘ Materie beabsichtigt die Trennung zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem zu überwinden, um die Materie der toten Inertia zu entreißen und ihr ein vitales Sein zu verleihen, welches allerdings auf einem zweifelhaften Umgang mit einer empirischen Leerstelle im Material beruht, welche nicht produktiv erscheint. Als zweite Position wird daher Elizabeth Povinelli eingeführt, die mit dem Konzept der ‚*Geontologie*‘ bzw. der ‚*Geontomacht*‘ eine der Unterscheidung in menschlich und nicht-menschlich bzw. lebendig und nicht-lebendig vorgelagerte soziale Anstrengung benennt, um aus einer nicht-westlichen Perspektive auf die Signifikanz der Verschränkung von diskursiver Bedeutungsproduktion mit materiellen Entitäten hinsichtlich gesellschaftlicher Seinszustände hinzuweisen. Schließlich wenden wir uns einer dritten, in diesem Fall deutlich als mangelontologisch gekennzeichneten Position zu – namentlich jener von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe – welche im Rahmen ihrer postfundamentalistischen Theoriebildung auf die geologische Metapher der Sedimentierung zurückgreifen, um das Soziale als Politisches in einem anderen Aggregatzustand beschreiben zu können.

2.1 Jane Bennett: Die mikroskopischen Leerstellen des Seins

Jane Bennetts – dem eigenen Anspruch zufolge *politisches* – Anliegen besteht darin, „einen klügeren und nachhaltigeren Umgang mit lebhafter Materie und lebendigen Dingen zu befördern.“ (Bennett 2020, 8) Dieses Anliegen entsteht, da sie vermutet,

dass das Bild einer toten oder durch und durch instrumentalisierten Materie die menschliche Hybris und unsere die Erde zerstörenden Eroberungs- und Konsumfantasien nährt. Es tut dies, indem es uns daran hindert, ein breiteres Spektrum nichtmenschlicher Kräfte, die im Umfeld menschlicher Körper sowie innerhalb dieser Körper zirkulieren, zu entdecken - zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken, zu spüren. (Bennett 2020, 10)

In Bennetts Projekt schwingt also durchaus, auch wenn dies nicht explizit ausbuchstabiert wird, eine ablehnende Haltung gegenüber dem Liberalismus und seiner stabilen Ontologie des Wachstums (inklusive seines entsprechenden politischen Projekts: dem Fortschritt), sowie

eine ökologisch normative Grundhaltung mit. So erscheint es folgerichtig, dass Bennett auf der Grundlage einer attestierten breiteren ontologischen Wende in den Sozialwissenschaften und der Politischen Theorie – gemeint ist damit die zunehmende Bereitschaft zur Thematisierung von ontologischen Annahmen über das Sein der Dinge, Sachverhalte oder ‚Tatbestände‘ – selbst eine „positive Ontologie lebhafter Materie“ (Bennett 2020, 11) zu entwickeln versucht, die die Dichotomie aus Leben und (nicht-lebendiger) Materie transzendieren soll. Diese würde in weiterer Folge politische Analysen, Kritiken und Forderungen auf eine Art und Weise informieren, die sich, anders als traditionelle Metaphysik, durchaus spekulativ und herausforderbar gibt (vgl. Bennett 2005, 146, Fußnote 7). Dieser Versuch ist angeleitet durch das Einsetzen der Materie als eigenständiger politischer Akteurin, die sich insbesondere durch das Evozieren von Affekten und das Unterbrechen von gewohnten Handlungsabläufen in das gesellschaftliche Geschehen einschreibt und so ‚Ding-Macht‘ [*thing-power*] entfaltet. Das mit Macht ausgestattete Ding ist hier so etwas wie ein aufbegehrendes Objekt, das über seine passive, konstante Objekthaftigkeit hinauswächst und vermittels seiner Materialität Effekte verursacht, die nicht seinem vorgesehenen, ideellen Status entsprechen. Die Differenz, welche sich innerhalb dieser Terminologie zwischen dem Objekt und dem Ding ergibt, benennt Bennett als Lebhaftigkeit [*liveliness*]. Die Ding-Macht, der Effekt des mit Lebhaftigkeit ausgestatteten Dings, soll nun „eine Alternative zum Objekt als Modus von Begegnungen mit der nichtmenschlichen Welt“ (Bennett 2020, 22) eröffnen, oder mit anderen Worten, die Zuschreibung der Passivität an die Materie kontingent schalten. An dieser Stelle offenbart sich der Zweck dieser Übung für das eingangs beschriebene Anliegen einen ökologisch nachhaltigeren Umgang mit Materie zu finden: Durch eine Übertragung des Attributs der Lebhaftigkeit, um nicht zu sagen, der Lebendigkeit, auf das Nicht-Lebendige wird ein Monismus angestrebt, innerhalb dessen der Mensch und seine natürliche Umgebung – beide in Form der positiv-biologischen Empirizität, welche sie in der hegemonialen Sichtweise einnehmen – nicht länger trennscharf abgegrenzt und in weiterer Folge nicht selbsterklärend hierarchisch geordnet werden können. Stattdessen erwächst ein ethischer Imperativ zur Rücksichtnahme gegenüber dem nunmehr Lebhaften. Dabei bemerkt Bennett selbst zwei Defizite des Ding-Macht-Begriffs: Zum einen registrierte er nur die Lebhaftigkeit stabiler Entitäten/Identitäten und zum anderen habe er eine individualistische Schlagseite (vgl. ebd.), womit er verdächtig nahe an die Ideologie des Liberalismus rückt, die er zu überwinden versucht. Um diese Probleme zu lösen greift Bennett das Konzept des Gefüges [*assemblage*] von Gilles Deleuze und Félix Guattari auf und hält fest, dass „Handlungsmacht [...] stets in

einem Zusammenhang situiert [ist], der sowohl menschliche als auch nichtmenschliche Bestandteile aufweist.“ (ebd.) Allerdings bleibt unklar, inwieweit die Teile des Gefüges durch ihre Eingliederung ins Gefüge in ihrer Partikularität berührt werden. Das erste der festgestellten Defizite legt dabei nahe, dass ihre Identität weiterhin als stabil betrachtet wird, und es nur die davon getrennt zu betrachtende Identität des Gefüges ist, die fortan dazu dient, den Instabilitätsanspruch einzulösen. Diese Gefüge seien jedenfalls die angemessenste Analyseeinheit der Demokratietheorie, wodurch die Unterscheidung in menschlich und nicht-menschlich hinfällig, womöglich gar hinderlich wird (vgl. Bennett 2005, 137). Bennett arbeitet ihre Ontologie der lebhaften Materie mit einigen Beispielen durch, die belegen sollen, dass nicht-menschliche Entitäten „so sind wie wir“ (Bennett 2020, 160). Diese Beispiele umfassen etwa Müll, Metall, Regenwürmer, Nahrung und Elektrizität. Für meine Zwecke möchte ich stellvertretend für die vielen von Bennett identifizierten Aktanten das Metall heranziehen, da es eine gewisse Strukturähnlichkeit zum Beton aufweist: Es ist ein Gemisch aus unterschiedlichen Bestandteilen, die sowohl in ihrem Abbau, als auch im Moment ihrer Zusammenmischung durch gesellschaftliche Produktivkräfte geschaffen werden.⁴⁸ Darüber hinaus umfasst seine Herstellung eine Passage des flüssigen Aggregatzustands und darauf folgenden Aushärtens. Dies sind allerdings keine Kriterien für Bennett, die zu einer anderen Bearbeitung des Materials ansetzt. Unter erneuter Bezugnahme auf Deleuze und Guattari, die das Metall als Inbegriff der Idee des nicht-organischen Lebens positioniert hatten, verfolgt Bennett das Ziel die diskursive Verknüpfung von Materie mit der Nicht-Lebendigkeit aufzuheben und die „Kluft [zu überwinden], die Organisches und Anorganisches [...] getrennt hat“ (Bennett 2020, 108). Dies geschieht in zwei Schritten. Zuerst geht Bennett in einer kurzen Passage auf durchaus vielversprechende Weise auf die unterschiedlichen Zeitlichkeiten und deren sprachlicher Entsprechung ein, die innerhalb der Materie am Werk sind. Wir könnten uns demnach berufen auf

[e]ine Art Relativitätstheorie [...]: Die Steine, Tische, Technologien, Wörter und essbaren Gegenstände, die uns als feststehend begegnen, sind tatsächlich bewegliche, innerlich heterogene Materialien, deren Bewegungsgeschwindigkeiten und Tempi der Veränderung

⁴⁸ Es ist an dieser Stelle festzuhalten, dass klarerweise Metalle – in Form ihrer im chemischen Periodensystem gelisteten Elemente – in ihrem Naturzustand auffindbar sind, d.h. existieren. Jedoch ist nicht nur ihre Kategorisierung, die das chemische Periodensystem darstellt, bereits eine Zuschreibung eines Seins (wie wir etwas später mit Laclau und Mouffe genauer ausführen werden), sondern Metalle werden auch äußerst selten in ihrer Reinform verwendet. Tatsächlich ist das, was in der Alltagssprache als Metall erkannt und bezeichnet wird fast immer entweder eine Legierung aus unterschiedlichen Metallen wie Eisen, Mangan, Chrom, Molybdän etc. mit jeweils sehr unterschiedlichen Eigenschaften, oder, wie im Fall des Kupfers oder des Aluminiums, ein Metall, das erst durch aufwändige Verfahren auf den benötigten Reinheitsgrad gebracht werden muss.

gering sind im Vergleich zur Dauer und zum Tempo der menschlichen Körper, die an ihnen teilnehmen und sie wahrnehmen. »Gegenstände« erscheinen uns als solche, weil sich ihr Werden in einem Tempo oder auf einer Ebene vollzieht, *die unterhalb der Schwelle menschlicher Wahrnehmung liegt*. [...] Menschen [müssen], um leben zu können, die Welt reduktiv als Serie stillgestellter Gegenstände interpretieren [...] – ein Bedürfnis, das in der *rhetorischen Funktion* zum Ausdruck kommt, die dem Wort »Material« erteilt wird. Das Substantiv »Material« bezeichnet wie das Adjektiv »materiell« etwas Stabiles, eine letztgültige Realität, etwas Stählernes. (Bennett 2020, 108–9, Hervorhebung: RS)

Die Vorstellung, die Zeitlichkeit der Materie läge unter der Schwelle menschlicher Wahrnehmung, ist als Motiv vor allem in immanenz-philosophischen Ansätzen anzutreffen, und grenzt sich auf spezifische Weise von transzendenz-philosophischen Ansätzen ab, bei welchen weniger eine langsame, doch konstante Bewegung postuliert wird, als häufig von einem ereignishaften Auftreten der Bewegung in einem ansonsten (prekär) fixierten Gefüge gehandelt wird. Da Bennett die Frage der Zeitlichkeit zwar anschnidet, aber schließlich nicht weiter darauf eingeht, wollen wir allerdings vorerst beim Metall und ihrer Auseinandersetzung damit bleiben und am erst Ende dieses Abschnitts – nachdem wir eine transzendenz-philosophische Position besprochen haben – zur Zeitlichkeit zurückkehren. Der zweite Schritt, den Bennett vollzieht, liegt nun darin eine empirische Auseinandersetzung mit dem Material vorzunehmen.⁴⁹ Dazu leitet sie ein mit einer Darstellung der Ketten des Prometheus, welche als stabile Materie beschrieben werden; stabil, weil sie aus uniformem und homogenem Metall bestünden, ohne jegliche internen Differenzen wie Variationen der Zug- und Biegefestigkeit oder punktueller Oxidierung. Die Ketten würden deshalb als unzerstörbar betrachtet, weil ihr Material als vollkommen aktualisiert und – ähnlich der eingangs beschriebenen Auffassung von Beton – im Besitz einer gleichmäßig-bruchlosen Verteilung seiner Eigenschaften über seine gesamte Ausdehnung hinweg imaginiert wird. Dies wäre allerdings, so Bennett, aus empirischer Sicht keine gute Beschreibung eines Metalls. Unter Bezugnahme auf den Wissenschaftshistoriker Cyril Smith erklärt sie, dass beinahe alle anorganischen Stoffe polykristallin sind, was bedeutet, dass sie aus vielen Kristallen bestehen, die sich innerhalb ihres atomaren Gefüges gegenseitig in die Quere kommen, sich aneinander formen und dabei auch Leerstellen entstehen lassen. Bennett zieht

⁴⁹ Es sei hier kurz angemerkt, dass wir im ersten Kapitel dieser Arbeit bereits festgestellt hatten, dass der Zugang zur reinen Ontologie vom Ontischen aus versperrt ist. Jede Ontologie entspringt dem ontischen Teilbereich der Politik und ist somit verunreinigt, verzerrt. Die wissenschaftlich-empirische Auseinandersetzung – ihrerseits ontische Praxis der Wissensproduktion – ist also kein Weg um ontologische Aussagen ableiten zu können. Viel eher wird sie dazu neigen die innerhalb ihres Feldes hegemonialen ontologischen Vorannahmen zu reproduzieren.

den Schluss, „dass die kristalline Struktur des Metalls voller Löcher oder »interkristalliner Räume« ist. Diese »Leerstellen« können bei der Bestimmung der Eigenschaften eines bestimmten Metalls »ebenso bedeutend sein, wie das Atom«.“ (Bennett 2020, 111) Das ‚Leben‘ des Metalls zeige sich am – durch die Leerstellen ermöglichten – „Beben“ (ebd.) der Atome in der kristallinen Struktur des Metalls. Bennetts naturwissenschaftlich-empirische Herangehensweise ist dabei nah dran das Ontologische mit einem zu Beweisenden zu verwechseln, die behauptete adamantine Struktur des Metalls mit einer messbaren Lückenhaftigkeit zu ersetzen und in weiterer Folge diese Lücken ohne erkennbare Plausibilität mit Lebhaftigkeit zu besetzen. Mit anderen Worten: Während interkristalline Leerstellen unter dem Mikroskop sichtbar werden mögen, wird keine ontologische Aussage darunter zu entziffern sein, die nicht ihren Ursprung in dem Projekt der messenden Person findet. Die mit modernen Verfahren messbare Lücke im Material unterscheidet sich etwa von der Lefort’schen Leerstelle insofern, als dass erstere bloß eine ablesbare Abwesenheit von Metall(kristallen) darstellt, während letztere vom Denken konzipiert und politisch eingesetzt wurde. Bennett amalgamiert beide Konzepte zu einem und löst dann einseitig in Richtung ihres Projekts – der Lebhaftigkeit – auf. Dabei drängt sich eine Kritik an Bennetts vorgenommener Beweisführung auf, die erneut den späten Heidegger in Erscheinung treten lässt. Dieser hatte, wie bereits dargestellt,⁵⁰ seine multirelationale Ontologie des Dings anhand eines Kruges exemplifiziert. Heidegger führte aus, dass es die Leere ist, die den Krug kennzeichnet, sowie dass es die Idee der Leere ist, die den Krug herstellen lässt und nicht umgekehrt, der Krug, der die Leere in Form seines Fassungsvermögens erschafft. Parallel dazu betrachtet war die Leere in der interkristallinen Struktur des Metalls allerdings nie Idee, sondern gegeben, sie erscheint nicht, sondern wird nur mit bestimmten technischen Hilfsmitteln sichtbar. Eine naturwissenschaftliche, positivistische Betrachtung des Kruges würde – wieder mit Heidegger gesprochen – darüber hinaus zu der Erkenntnis gelangen, dass der Krug niemals wirklich leer ist, da wissenschaftlich untersucht, „[w]enn wir den Wein in den Krug gießen, [...] lediglich die Luft, die den Krug schon füllt, verdrängt und durch eine Flüssigkeit ersetzt [wird]. Den Krug füllen, heißt, wissenschaftlich gesehen, eine Füllung gegen eine andere auswechseln.“ (Heidegger 1949, 7) Obwohl diese Betrachtung vollkommen richtig und rational ist, erfasst sie aus Heideggers Perspektive nicht das Wesen des Krugs und versperrt sogar die Sicht darauf. Während die Leere im Ding die Voraussetzung für seine Veränderbarkeit darstellt, erscheint das Krug-Ding hiernach dauerhaft von lediglich

⁵⁰ Siehe Kapitel 1.1

unterschiedlichen Stoffen gefüllt. Die Leere wäre entweder gar nicht, oder nur aus einem singulären Standpunkt heraus imaginiert worden: des Gefüllt-Seins. Während Heidegger zu der Conclusio gelangt, dass die Wissenschaft die Dinge als Dinge immer schon vernichtet habe (vgl. Heidegger 1949, 5f), und sie stattdessen (unausgesprochen) im Reich des Politischen verortet, begibt sich Bennett – aus meiner Sicht vergebens – mit dem Mikroskop auf die Suche nach dem wahren Sein des Metalls und der Materie.

Ebenfalls von Heideggers Krug-Ding herkommend, breitet der Humangeograf Lucas Pohl eine Kritik an Bruno Latour und dessen Umgang mit der Leerstelle aus, die im Zusammenhang der hier geübten Kritik an Bennett von höchster Relevanz erscheint. Latour, der wie gesagt eine wiederkehrende Referenz im Schaffen zahlreicher Neomaterialist*innen darstellt, wird von Pohl dahingehend hinterfragt, als Latours Konzept des *Plasmas* – einer Art dunkler Materie – nur dazu eingeführt würde „die Leerstellen des materiellen Materialismus zu füllen“ (Pohl 2021, 291), das heißt, um zu beschreiben, was jenseits der Grenze der Beschreibbarkeit liegt (vgl. ebd.). Diese Kritik schlägt in die gleiche Kerbe wie jene Heideggers: Es ist die Leere/Leerstelle, die qua Leerstelle erst den Raum eröffnet zu versammeln. Pohl erklärt mit Badiou, die Leere wäre kein Raum, sondern viel mehr die grundlegende Eröffnung jedes möglichen Raums. Latours Besetzung der Leerstelle mit einer dunklen, unbekannten Materie ist mit Pohl gesprochen darum unzulässig, weil die Frage der Leerstelle – und hier besteht die Parallele zu Bennett – dadurch von einer ontologischen Ebene auf eine epistemologische verschoben wird. An die Stelle der Negativität der Leere, ihrer anwesenden Abwesenheit und der damit verbundenen Unmöglichkeit ein Ding jemals voll materialisieren zu können, es ganz und gar Objekt werden zu lassen, tritt bei Latour eine bloß wissenschaftliche Blindstelle, eine positivisierte, bekannte Unbekannte. Pohls Antwort auf dieses Denken liegt nun darin, einen, wie er schreibt, materiellen von einem immateriellen Materialismus abzugrenzen. Beide Spielarten arbeiteten sich demnach an einem Problem mit Repräsentation ab: Sie beide „problematisieren, dass es im Zuge ihrer Versuche das Ding zusammenzufügen etwas an etwas mangelt.“ (Pohl 2021, 294) Um nun einen materiellen Materialismus in einen immateriellen Materialismus zu transformieren, muss nichts anderes vollzogen werden, als die Ontologisierung der (zuvor materialisierten) Leerstelle, oder mit anderen Worten: Die Anerkennung der Abwesenheit im Herzen der Anwesenheit (vgl. Marchart 2005). Im Zuge der Ontologisierung der Leerstelle verändert sich also der Ausgangspunkt des Materialismus. Dieser liegt nicht länger im Versuch eine „Repräsentationsform zu finden, die uns erlaubt die ontologische Komplexität der Dinge

einzufangen, sondern darin auf der Leere als ontologische Unmöglichkeit einer vollen Repräsentation des Dings selbst zu bestehen.“ (Pohl 2021, 294) Umgelegt auf die Argumentation Bennetts und unsere Beispiele des Metalls und des Betons ziehen wir aus Pohls Kritik nun folgenden Schluss: Es ist nicht dieses oder jenes positive Leben, das aus der Leerstelle entspringt - ob wir nun technisch dazu in der Lage sind diese Leerstelle zu detektieren, oder nicht. Die Leere zeigt sich am ontologischen Mangel an Selbstidentität, der jedem Ding immanent ist. Eine bei Überflussontologien wiederkehrende Argumentationslinie besteht darin, die Instabilität des Seins herzuleiten aus der Vitalität der Netzwerke und Energieflüsse, die neue Dinge hervorbringen und „einen Schwarm von Differenzen voraussetzen, einen Pluralismus freier, wilder oder ungezügelter Differenzen, [...] der bestimmt ist als abstrakte und potenzielle Vielfältigkeit.“ (Deleuze 2001, 50) Die Nicht-Selbstidentität des Dings wird *grosso modo* interpretiert als Ausdruck bisher unbekannter, doch positiv vorhandener bzw. vorhanden-sein-werdender Lebensformen, auf die es zu reagieren gilt, ohne dabei die Erfahrung des Mangels oder des Scheiterns zu evozieren (vgl. Thomassen und Tønder 2005). Allerdings ist es das Ontologisieren oder Freihalten der Leerstelle und damit die Mangelontologie, der das Ding erst immaterialisiert und es wahrlich dem Objektstatus enthebt; einem Status als voll, als stabil, als selbstgenügsam, selbstidentisch und unpolitisierbar, dem durch das Anheften einer bekannten Unbekannten an das Ding eine Hintertür geöffnet wird.

Während wir Bennetts Absicht die Materie zu ontologisieren also durchaus freundlich gesinnt sind, folgt doch aus ihrer mikroskopischen Beobachtung keine Ableitung von Kontingenz aus dem Material. Das schließt natürlich nicht aus, das Sein der Materie trotzdem als lebhaft, sprich: als instabil, zu setzen, allerdings wäre dies auch möglich, ohne dabei die interkristallinen Leerstellen detektiert zu haben und Bennetts Argumentation kann den Anspruch des ontologischen Gegenentwurfs an dieser Stelle nicht überzeugend einlösen. Das Sein des Metalls wird sich weniger in der kristallinen Struktur seines ausgehärteten Aggregatzustands ablesen lassen, als es im Moment der Konzeption, der Her-Stellung, imaginiert wird und im Moment einer eventuellen Wiederverarbeitung re-imaginiert wird – nicht das Mikroskop, sondern die Werkstatt bestimmt über seine Identität. Bennetts Konzept der Ding-Macht – womöglich in Anbetracht sowohl ihrer Terminologie der Lebhaftigkeit, als auch ihrer naturwissenschaftlichen (dem Ding abgewandten) Methode treffsicherer als *Geomacht* gefasst – eröffnet zwar durchaus eine wertvolle Perspektive auf die Relation zwischen menschlichem Handeln und nicht-menschlichem Einfluss darauf, jedoch geht sie in

der Analyse ontologischer Grundlagen nicht weit genug und konzentriert sich allzu schnell auf einen Entwurf der *positiven* Ontologie lebhafter Materie, der sich zuweilen darin verausgabt zu versuchen das Ausgeschlossene einzuschließen, ohne mit den eingangs angesprochenen onto-politischen Gründen des Ausschlusses selbst zu brechen. Aus der naturwissenschaftlich-empirischen Messung einer vorhandenen (und eben nicht: erscheinenden) Leerstelle, zieht Bennett den Schluss, dass sich in dieser Leerstelle das ‚Leben‘ zeigt, das mit Pohl gesprochen nichts anderes wäre, als eine überflussontologische Materialisierung instabiler Identität als bekannte Unbekannte. Anders gesagt: Ein rein immanenz-philosophischer Ansatz wie jener Bennetts kann die Leerstelle nicht als umkämpft oder unbesetzbar auffassen, und wir sie stattdessen auf entpolitisierende Art und Weise als „phänomenalen Ausdruck einer tieferliegenden Objektivität“ (Laclau 2005b, 256) denken. Bennett interpretiert dabei empirische Leerräume als ontologische Leerstellen – und stabilisiert sie durch die Hintertür. Obwohl die grundsätzliche Bestrebung das Material, in Form der durch es evozierten Effekte, in das politische Denken der Gesellschaft einzusetzen unterstützenswert ist, so erscheint doch Bennetts Argumentation kein gangbarer Weg dafür zu sein. Die Materie mag unterschiedliche ontische, empirische Ausprägungen in Form von Materialien umfassen, die unterschiedliche Eigenschaften aufgrund unterschiedlicher kristalliner Konstellationen aufweisen, allerdings wollen wir in weiterer Folge kein Leben aus dieser Tatsache ableiten, sondern versuchen die Leerstelle im Material politisch produktiv zu machen. Dazu werden wir die Frage stellen müssen: Womit – wenn nicht durch ihre Lebhaftigkeit (die sich übersetzt als Überraschungseffekt von zuweilen noch bestehender epistemischer Unsicherheit) – vermögen wir die Materie kontingenzbehaftet zu konzipieren? Um dies zu erreichen, folgen wir Bennett im ersten Schritt ihrer Argumentation, wonach der Abgrund zwischen dem Lebendigen und dem Nicht-Lebendigen diskursiv zu überbrücken wäre und behalten dabei die Zeit im Auge. Damit lassen wir Bennett und das Denken der Geo-Macht hinter uns und wenden uns Elizabeth Povinelli zu.

2.2 Elizabeth Povinelli: Der Stein als Kontrastmittel des Seins

Elizabeth Povinelli eignet sich – unter den zahlreichen neomaterialistischen Autorinnen – in besonderer Art und Weise, um bei einer Auseinandersetzung mit Beton herangezogen zu werden. In dem für diese Arbeit zentralen Referenzpunkt ihres Schaffens – dem 2016 erschienenen Buch *‚Geontologies: A Requiem to Late Liberalism‘* – arbeitet die

Anthropologin⁵¹ unter enger Bezugnahme auf Analysemethoden australischer Aborigines an einer Kritik westlicher Ontologie(n), denen sie die Diagnose stellt insgeheim biologisch voreingenommen zu sein, also auf einer Verbindung des Seins mit dem Leben zu beruhen, das Sein vom Leben eingehegt zu denken und entsprechend dem davon abgetrennten Nicht-Lebendigen ein Nicht-Sein angedeihen zu lassen. Mit dem Begriff der *Geontologie*, den sie erstmals 2013 bei einem Talk im Haus der Kulturen der Welt eingeführt hat (vgl. Povinelli 2021, 138) versucht Povinelli nun auf diesen Umstand hinzuweisen und klar zu machen, dass die biologische Einhegung der Ontologie, unter Ausschluss des *Geos*,⁵² eine machtdurchzogene, historisch kontingente Konstellation ist, die, wie sie sagt, dem ‚Spätliberalismus‘⁵³ eigen ist. Im Angesicht der Klimakrise (unter anderen Krisen) verliere sie nun „Wirksamkeit als unhinterfragte Voraussetzung der Vernunft“ (Povinelli 2023, 18, 2021, 138) und erweise sich als unvernünftig, das heißt, als *politisch gegründet*. Geontologie ist damit zweierlei: Einerseits ein Portmanteauwort aus ‚Geos‘ und ‚Ontologie‘ als politischer Kampfbegriff, dessen Schöpfung die biologische Einhegung der Ontologie sichtbar machen und irritieren soll, und andererseits der Name für das Ereignis des Aufbrechens des Antagonismus am Grund einer Gesellschaft, die sich als auf festem, stabilem Boden stehend imaginierte und diese Stabilität erlangte, indem sie die Kontingenz die im *Geos* wirkt, spricht, die Effekte, die von der Materie ausgehen, in ein negatorisches Außen des Nicht-Seins verbannte. Begleitend zur *Geontologie* schöpft Povinelli den Begriff der *Geontomacht*, mit welchem versucht wird auszudrücken, dass „es einen ontologischen Grund gibt, der den Praxen, die ihn verkörpern oder ausdrücken vorausgeht und sie ordnet.“ (Wark 2019) Anders gesagt: *Geontomacht* benennt eine Machtressource, die sich aus der hegemonialen – bei Povinelli: biologisch eingehegten – Ontologie speist; jenen zukommt, die sich ihrem Projekt anschließen und gegenüber jenen ausgeübt werden kann, die sich implizit oder explizit dagegen positionieren. Hierin liegt auch der Unterschied zu einem Begriff der *Geomacht* a lá

⁵¹ In einem kürzlich gegebenen Interview gibt Povinelli zu Protokoll, dass sie nie im engeren, ‚normalen‘ Sinn Anthropologin gewesen sei und das Fach nur aufgenommen hat, um im Prozess der Durchsetzung der ‚land claims‘ ihrer indigenen Freund*innen gegenüber Bergbauunternehmen und dem australischen Staat behilflich sein zu können, in dem gesetzlich eine Vertretung durch eine*n Anthropolog*in vorgeschrieben ist (vgl. Spörr 2023).

⁵² Povinelli arbeitet mit dem Neologismus ‚geos‘, um den sprachlichen Kontrast zu ‚bios‘ deutlich hervorzuheben, obwohl ‚geo-‘ im Griechischen eigentlich nur als Präfix fungiert und sich nicht zur Nominalisierung eignet.

⁵³ Mit Spätliberalismus meint Povinelli, in Abgrenzung vom Begriff des Neoliberalismus, die „Governance von sozialer Differenz im Nachgang antikolonialer Bewegungen und dem Entstehen neuer sozialer Bewegungen.“ (Povinelli 2021, 139)

Bennett: Während diese zwar durchaus – wie andere neomaterialistische Autorinnen auch – benennt, dass ontologische Grundannahmen die Ursache für das Nicht-Beachten der Materie sind, leistet sie kaum Aufwand, die Machtfragen, die mit dem Einsetzen und der Hegemonialwerdung einer Ontologie einhergehen, näher zu beleuchten. Stattdessen geht sie direkt über zu einem ontologischen Gegenentwurf einer lebhaften, mit Macht ausgestatteten Materie vis-à-vis der gemeinen, menschlich-gesellschaftlichen Macht, der mehr oder weniger von sich aus – wenn man so will durch einen *zwanglosen Zwang der nachhaltigeren Ontologie* – politische Wirksamkeit entfalten soll. Das ist eine Vorstellung, die bereits als verkürzt kritisiert wurde (vgl. Hoppe und Lemke 2021, 165) und auch nach Povinelli Gefahr läuft, „die Diskurse und Strategien der Geontomacht eher zu bestätigen als herauszufordern.“ (Wright 2017)⁵⁴ Povinelli weist nun ausdrücklich darauf hin, dass sie mit dem Begriff der Geontologie weder eine neue Ontologie einzuführen,⁵⁵ noch eine Aussage darüber zu treffen versucht, was für den Menschen als Wahrheit zu erkennen oder nicht zu erkennen ist (vgl. Povinelli 2021, 138). Stattdessen geht es ihr um die Sichtbarmachung einer Machtausübung, die „Diskurse[], Affekte[] und Taktike[] darstellt, die im Spätliberalismus eingesetzt werden, um das künftige Verhältnis der Unterscheidung zwischen *Leben* und *Nichtleben* zu erhalten bzw. zu gestalten.“ (Povinelli 2023, 16) Hierbei wird klar, dass ihr Projekt nicht in der Begründung der Macht der Materie besteht, sondern eine Beschreibung der Macht versucht wird, die sich aus der ontologischen Trennung der nicht-lebendigen Materie vom Lebendigen (*bios, zoé*) speist – einer Macht, die klar gesellschaftlichen Ursprungs ist und politische zu erringen ist. Diese Geontomacht beschreibt Povinelli folgendermaßen:

Geontomacht [ist] ein *soziales* Projekt, dessen Zweck es ist, eine Vereinbarung zur Akkumulation durch die Governance von Differenz und Märkten aufrechtzuerhalten, die sich über die menschlichen und nichtmenschlichen Existenzformen hinweg erstreckt. Die spätliberale Geontomacht ist eine Aktivität, die darin besteht, Phänomene festzulegen und als Substanzen mitzuerschaffen, disparate Elemente zu einer gemeinsamen Form und einem gemeinsamen Zweck zu verbinden und zusammenzufügen. Es handelt sich bei ihr um eine Reihe vorherrschender Muster, die je nach den lokalen Materialien und Bedingungen, nach denen *Leben* hergestellt und *Nichtleben* genutzt wird, ständig irgendwie verändert und neu belebt werden. (Povinelli 2023, 273)

⁵⁴ In diesem Zusammenhang lässt sich etwa die Kritik verstehen, wonach der Begriff des Anthropozäns, der einen gesamt menschlichen Akteur ‚Menschheit‘ postuliert soziale Ungleichheiten annulliert. Daran anknüpfend ließe sich die Frage stellen, inwieweit die Differenz zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem nicht immer schon einer Auseinandersetzung zwischen sozialen Akteuren naheilt, die einerseits ein politisches Projekt verfolgen, das diese Differenz operationalisiert und solchen, die das nicht tun.

⁵⁵ Es sei darauf hingewiesen, dass die Geontologie als Buchtitel bei Povinelli im Plural auftritt: Geontologies.

Bei Geontomacht handelt es sich als ausdrücklich nicht um eine in der Materie verortete, aufzuspürende Macht der Lebhaftigkeit oder des Überflusses, sondern eine gesellschaftliche Form der Macht die sich darin ausdrückt, dass sie eine differenzontologische Besetzung des Lebens mit dem Sein, und des Nicht-Lebens bzw. der Materie mit dem Nicht-Sein als Grundlage für gesellschaftliche Identifikations- und Regierungsprozesse heranzieht. Povinelli versucht also nicht einen neuen letzten, die Materie einschließenden und dadurch vervollständigten Grund zu erreichen, im Gegenteil, der Begriff der Geontomacht und die Analyse der Wirkweisen der hier beschriebenen Machtquelle zieht die Materie mit in den Abgrund. Die Bedeutung dieser Form der Machtausübung erschließt sich aus der Tatsache, dass Povinellis Arbeit als Anthropologin in engem Austausch mit indigenen Gruppen Australiens stattfindet, deren Lebensräume und Kultstätten durch australische Bergbauunternehmen ebenso bedroht sind, wie die damit in enger Beziehung stehenden Analysemethoden und Existenzformen. Dabei beschreibt sie ausführlich, wie gesetzliche Grundlagen und Regierungsmechanismen geschaffen werden, die ein *biontologisches* Fundament besitzen und folgendermaßen eingesetzt werden:

Die Zuschreibung einer Unfähigkeit an diverse kolonisierte Völker eine Unterscheidung treffen zu können zwischen den Dingen die Akteurskraft [agency], Subjektivität, und Intentionalität von jener Art besitzen, die mit dem Leben einhergeht, war die Grundlage sie in eine prämoderne Mentalität und eine post-annerkennbare Differenz [postrecognition difference] abzuschieben. (Povinelli 2021, 138)

Mit der Trennung des Lebens als seiend von der Materie als nicht-seiend wird ein Kriterium eingeführt, das – aus postkolonialer Perspektive – eine Grundlage für den Ausschluss von indigenen Gruppen bildet, die über eine andere Ontologie verfügen. Wir befinden uns erneut auf dem Terrain der politischen Durchsetzung von grundsätzlich fragwürdigen Ontologien im Plural. Aus dem Blickwinkel politischer Souveränität schreibt Povinelli:

Das souveräne Volk der Geontomacht sind jene, die an der grundlegenden Trennung von Leben und Nichtleben festhalten, mit allen Konsequenzen, die sich aus dieser Trennung ergeben, was Intentionalität, Verwundbarkeit und ethische Folgerungen betrifft. (Povinelli 2023, 63)

Über die Grenzen der postkolonialen Theoriebildung hinaus wird der von Povinelli beschriebene Mechanismus der geontologischen Machtausübung und Souveränitätsverleihung dadurch relevant, als sich die soeben beschriebene Ausschlussbewegung zur Zeit im globalen Norden mit jenen Klimaaktivist*innen wiederholt, die darauf bestehen die materiellen Grundlagen der Gesellschaft nicht länger als Hintergrundrauschen zu betrachten und auf die

Zeichen der Klima- und Biodiversitätskrise – die Dürren, die Überschwemmungen, die Waldbrände, das Artensterben – politisch angemessen zu reagieren. Die Klimabewegung, innerhalb welcher zwar keineswegs ein kohärenter ontologischer Gegenentwurf ausgearbeitet oder vertreten wird, leistet auf ihre durchaus heterogene Art und Weise eine Infragestellung der Stabilitäts- und Wachstumsontologie des Liberalismus. Ihr Heraustreten aus der hegemonialen Ontologie zeichnet sie in weiterer Folge vulnerabel gegenüber der Gewaltanwendung durch all jene, die unter Rückbezug auf die – als *Geontomacht* bezeichnete – Machtressource Ordnungspolizei spielen. Die sogenannte „Letzten Generation“ wird auf exakt dieser Grundlage jüngst immer stärker zum Ziel von Unterstellungen der Radikalisierung und gewalttätigen Angriffen gegen sie, die damit einhergehen (vgl. Kumkar 2022). Die Übertretung der politisch gezogenen Grenze der hegemonialen Ontologie biologischer Grundlage entzündet eine Bekämpfung durch die Kräfte des Status Quo, die sich gleichzeitig vor den materiellen Konsequenzen der Klimakrise wappnen, als auch sich vor den durch sie hervorgebrachten politischen Subjekten, die ihr Projekt in Gefahr bringen, absichern müssen. *Geontomacht* beschreibt damit eine Regierungspraxis, die nicht so sehr von, als *durch* Materialien und der Verteidigung ihres ontologischen Status als fest, fixiert, stabil oder konstant und damit *unpolitisiert* ausgeübt wird, die zugleich die Verteidigung der Hegemonialstellung des politischen Projekts des Liberalismus darstellt. Während dabei klar ist, dass Materialien bereits offenkundig durch Regierungsinteressen „aktiv kooptiert“ (Hoppe und Lemke 2021, 157) und mit diesen in einen engen Zusammenhang gebracht werden, ist es genau dieser Zusammenhang, der politisiert, dessen Identität mit Hilfe des Begriffs der *Geontomacht* befragt werden kann und dabei herauszustreichen erlaubt, inwiefern sich der Ausschluss von politischen Akteur*innen aufgrund ihrer Relation zur Materie vollzieht: Sie artikulieren einen Zusammenhang aus *Geos* (Nicht-Leben, Materie) und *To On* (Sein, Identität), der sich von der hegemonialen liberalen Artikulation unterscheidet und stehen damit *politisch* (und nicht etwa philosophisch) in Konkurrenz zu ihr. Povinellis Diagnose, die sich deutlich vom kanonischen neomaterialistischen Lamento unterscheidet, lautet wie folgt:

Am Ende geht es nicht einmal darum, *ob* diese meteorologischen und geologischen Existenzformen Anteil am Regieren des Demos in der Gegenwart haben. Denn das haben sie offensichtlich bereits, und zwar wirtschaftlich, politisch und gesellschaftlich. Die Frage ist vielmehr, welche Rolle man ihnen zuweist, wenn sie aus einem tiefen Hintergrundsummen auftauchen und eine Forderung an die politische Ordnung richten. (Povinelli 2023, 228)

Mit dem Hineinziehen des *Geos* in die Ontologie, welche zuvor insgeheim dem Menschen vorenthalten war; durch seine Ontologisierung, erfährt er die gleiche Dezentrierung, welche

mit Oliver Marchart die Gesellschaft erfahren hat (vgl. Marchart 2013). Ohne voneinander trennbar zu sein, wird damit klar, dass das ontologische Sein des *Geos* und seine ontische Erscheinung, ebenso wie jedes andere Seiende zu seinem Sein, nie vollständig zueinander finden können; dass die vermeintliche Selbstgenügsamkeit der Materie eine Illusion darstellt und die Materie kein abgeschlossenes, objektives Selbst besitzt. Da die Lehre vom Sein selbst ein gesellschaftliches, umkämpftes Produkt ist, wird jedes Sein, auch das der Materie, vermittelt sein durch gesellschaftliche, letzten Endes politische Praxis. Und während niemand die Existenz der Materie bestreiten wird, wird die Antwort auf die Frage nach ihrem Sein klarerweise unterschiedlich ausfallen, je nachdem ob man einer indigenen Bevölkerungsgruppe oder einer Bergbaufirma, einer wirtschaftsliberalen Regierungspartei oder einer Klimaaktivismusgruppe angehört. Vor allem letztere verschaffen ihrer Antwort jedoch immer stärker Gehör und verschieben damit hegemoniale Grenzziehungen. Povinelli fasst den Zusammenhang zwischen Ontologie und politischer Hegemonie gegenwartsdiagnostisch folgendermaßen:

Geontologie ist keine Krise von Leben (*bios*) und Tod (*thanatos*) auf der Ebene der Arten (Aussterben) oder einfach nur eine Krise zwischen Leben (*bios*) und Nichtleben (*geos*, *meteoros*). Die Geontomacht ist eine spätliberale Herrschaftsform, Governance. Und genau dieser Herrschaftsmodus ist in seinen Grundfesten erschüttert. (Povinelli 2023, 34)

Welche Wirkung entfaltet nun diese Erschütterung und wodurch wird sie hervorgebracht? An dieser Stelle wollen wir erneut die Frage der Zeitlichkeit aufgreifen, die wir mit Bennett bereits gestreift hatten. Dort hatten wir festgehalten, dass sich das Werden der Materie „in einem Tempo oder auf einer Ebene vollzieht, die unterhalb der Schwelle menschlicher Wahrnehmung liegt“ (Bennett 2020, 109), und auf die rhetorische Funktion des Begriffs der Materie verwiesen, der Letztgültigkeit und Aktualisiertheit signifiziert. Povinelli versucht diese Differenz nun weniger durch eine Wiederbelebung der Materie zu überwinden, als durch die Radikalisierung der Differenz selbst. Dabei verweist sie auf Heideggers Konzept der Endlichkeit. Heideggers Endlichkeit, so Marchart (2005), lässt das Dasein des Menschen als intrinsisch temporal erscheinen, da das Sein des Daseins einem *Sein-zum-Tode* [*being-towards-death*] entspricht.⁵⁶ Povinelli greift nun Heideggers Konzept der Endlichkeit in Relation zur dadurch entstehenden Potentialität kritisch auf und stellt dabei folgende Frage:

⁵⁶ Hierin liegt sozusagen der Grundstein der im ersten Kapitel besprochenen Mangelontologie: „Obwohl der Tod selbst nicht direkt erfahren werden kann (wir können ihn nur anhand des Todes anderer bezeugen, nicht jedoch an uns selbst), macht er sich doch innerhalb des Lebens als Abwesenheit spürbar, die eine sehr reale Anwesenheit besitzt.“ (Marchart 2005, 19)

Wie ist die Potentialität einer bestimmten Gesteinsformation – konkret geht es dabei um ‚*Two Women Sitting Down*‘, eine manganhaltige Gesteinsformation und indigene Kultstätte die von einem Bergbauunternehmen beschädigt wurde – zu fassen, wenn diese nie gelebt hat?

Anders als im Werk von Aristoteles, wo Lebewesen bei ihrem Tod ethisch danach beurteilt werden, wie viel sie von ihrem Potenzial verwirklicht haben, gründete Heidegger dieses Urteil nicht auf die Tatsache des Todes als solche, sondern auf den Gedanken der Endlichkeit, der den Anstoß dazu gibt, eine aktive Haltung im Leben einzunehmen [...]. Das Dasein verwandelt ein existierendes negatives Vermögen (»Menschen sterben, wie alles Lebendige«), indem es aktiv zu einem Subjekt wird, das von seinem Standpunkt aus denkt (»was werde ich gewesen sein« [...]). In dieser negativen Form des Vermögens unterscheidet sich menschliches Leben vollkommen von allen anderen Lebensformen, während es sich gleichzeitig als das definiert, was über das Potenzial verfügt, zu sein oder nicht zu sein, was es potenziell ist. (Povinelli 2023, 87)

Povinelli verwehrt sich nun dagegen, die aus der heideggerianischen Endlichkeit gewonnene Form negativer Potentialität, welche das menschliche Leben erst zeitlich und mangelbehaftet rendert, absolut von jener des *Geos* zu unterscheiden und als menschliches Alleinstellungsmerkmal gelten zu lassen. Tatsächlich spürt sie die radikalere Form der Potentialität im Nicht-Lebendigen auf. Das Leben sei demnach „nicht das Wunder - das Dynamische im Unterschied zum Trägen der Felsensubstanz. *Nichtleben* ist das, was für uns das radikalere Potenzial birgt oder bergen sollte. Das *Nichtleben* nämlich hat das hervorgebracht, was es radikal nicht ist, *Leben* [...],“ welches „lediglich ein Moment in der größeren dynamischen Entfaltung des *Nichtlebens*“ (Povinelli 2023, 277) darstellt. In dieser Gleichursprünglichkeit der zwei radikal unterschiedlichen Pole des *Geos* und des *Bios* liegt nun ein aus meiner Sicht letzter, für das Argument dieses Kapitels relevanter Punkt im Denken Povinellis. Während sie zwar darauf besteht, dass Leben und Nicht-Leben ursprünglich nicht voneinander zu separieren sind, bleibt die gegenwärtig-analytische Abgrenzung durchaus aufrecht. Daher fällt Povinellis Bezug zum Konzept des Gefüges [*assemblage*] anders aus als bei Bennett: Während bei letzterer die Unterscheidung von menschlich und nicht-menschlich zugunsten eines Öko-Monismus mit Hilfe des Gefüges aufgegeben wird, tritt bei Povinelli die Notwendigkeit ein, das Gefüge aus analytisch trennbaren Entitäten erst zu produzieren, aufrechtzuerhalten, oder bei Bedarf neu zu artikulieren – wodurch auf eine Radikalisierung der Differenz verwiesen ist, die nicht auf die Frage des Lebens oder Nicht-Lebens rückverwiesen bleibt und uns letzten Endes befreit aus „dem Gefängnis der Biontologie“ (Povinelli 2023, 92). McKenzie Wark hält fest, dass es dabei um mehr geht, als „um das Sehen der Elemente eines Gefüges. [...] Es handelt sich um eine Angelegenheit des Lernens von Offenheit, um wahrnehmen zu können, dass etwas

zugleich auch etwas anderes sein kann.“ (Wark 2019) Hier zeigt sich eine nah an der Materie entwickelte Form des Kontingenzdenkens, das den *Geos* der Determiniertheit entreißt und mögliche Alternativen in den Konstellationen von Mensch(en) und Materie(n) ansiedelt, die es allesamt zu *erdenken* gilt. Dieses Erdenken erscheint bei Povinelli als (von Aborigines) gelebte soziale Praxis, wie sie anhand der diskursiven Natur der Relation von Mensch und Materie deutlich macht:

Dem [menschlichen] Denken kam [...] nicht die Aufgabe zu, die Dinge an und für sich zu verstehen. Es ging dabei vielmehr darum zu verstehen, inwiefern die Schwankungen der Dinge in ihrer örtlichen Umgebung auf eine tiefere Veränderung hindeuteten [...]. Es galt, jeden beliebigen Teil innerhalb einer bestehenden Formation in seinen Tendenzen, Vorlieben und Ausrichtungen zu verstehen, und zwar mit dem Ziel, diesen Teil in seiner Ausrichtung auf die Formation hin zu halten, sodass sie weiter bestehen konnte. Sah man es hingegen als notwendig an, dass die Formation ihre Perspektive ändert, so bestand das Ziel wiederum darin, einen Teil dieser Welt zu locken, zu verführen und zu »ködern«, damit sie sich auf die Menschen ausrichtete, um sie zu behüten. Andernfalls hätte sich die Welt, während sie sich *in situ* befand, von ihrer Art der Existenz ab[ge]wendet und infolgedessen wären sie zu einer anderen Art der Existenz geworden. Man wird nicht zu dem, was man nicht ist, sondern zu dem, was man in einer anderen Existenzanordnung ist. (Povinelli 2023, 99–100)

Hier wird im Sinne indigener Analyse eine Welt bzw. ein Gefüge beschrieben, in welchem Entitäten als miteinander in Verbindung stehend gedacht werden, die substanziell nichts gemeinsam haben und als Ensemble Wirkung entfalten. Dabei stellt sich stets die Frage, wie und wodurch eine bestehende Formation aufrechterhalten werden kann, oder, im Fall des Eintretens eines Bedürfnisses eine Änderung an dieser Formation vorzunehmen, durch welchen Teil eine Neuausrichtung erfolgen muss, um die gewünschte Änderung zu erzielen. In dieser materiell-diskursiven Vorstellung einer Welt *in situ* – also einer genährt werdenden Welt – wird ein konstitutiv verschränktes Verhältnis aus menschlichem Handeln und materieller Umwelt am Grund jeder Existenz imaginiert, innerhalb welchem eine Reihe von Teilentitäten ein Gefüge herstellt, das *hergestellt werden muss*, und dessen Gesamtausrichtung sich durch die An- oder Abwesenheit jedes seiner Teile ändert und für unterschiedliche Formen der Existenz Zuwendung erlaubt. Umgekehrt kann eine Abwendung eines der Teile eine Änderung in der Gesamtausrichtung bewirken, wodurch auch alle im Gefüge verbleibenden Teile in ihrer Existenz betroffen sind. So wäre beispielsweise die bereits erwähnte Gesteinsformation ‚*Two Women Sitting Down*‘ eines der Teile, die im Falle ihrer Zerstörung durch ein Bergbauunternehmen das materiell-diskursive Gefüge verändern und möglicherweise damit auch bestimmte gesellschaftliche Seinszustände ausklammern würde. Der Stein hätte – in Povinellis Worten – dieser Gesellschaft den Rücken zugekehrt;

wäre nicht länger positiv in die Verbindung integrierbar und hätte damit die Verbindung als Ganzes verändert. Zu sehen, „dass etwas zugleich auch etwas anderes sein kann“ (Wark 2019), verweist uns hier auf eine synekdochische Verknüpfung, genauer: ein *pars pro toto*, nach welchem jeder Teil des Gefüges das Gefüge als Ganzes beinhaltet und ein Stück weit seiner eigenen Identität entledigt wird. Anders – und auf die oben vorgebrachte Kritik an Bennett rekurrierend – gesagt: Mit Povinelli ist uns eine immaterielle Leerstelle im Material erschienen. Mit Povinellis Denken (das ein Denken der indigenen Bevölkerung Australiens nachzeichnet und es mit dem westlichen Denken kontrastiert) eröffnet sich eine Verbindungslinie zwischen Kontingenzbewusstsein und Material: Leben und Nicht-Leben, *Geos* und *Bios* sind gleichursprünglich; beide, Gesellschaft und Materie unterliegen gleichermaßen den Kräften der diskursiven Bearbeitung. Ihre jeweilige Ausgestaltung als Gefüge ist ein historisch kontingentes Ergebnis mit ebenso kontingenten gesellschaftlichen Wirkweisen. Dabei zeigt sich das Politische an der *Geontologie*: Die Materie ist ontologisch – in ihrem Sein – von unterschiedlichen politischen Projekten umkämpft; solchen, die es als selbstgenügsam-aktualisiert, seinslos, unpolitisch benötigen, um es als Ressource extrahieren und als Rohstoff ihrem Projekt zuführen zu können, um es zu festigen; und anderen, die eine materiell-diskursive Relation artikulieren und den *Geos* in den diskursiven Prozess der gesellschaftlichen Selbstimagination einbeziehen und ihn so entgründen bzw. entsubstanzialisieren. Letzteres Denken erlaubt uns, wollten wir es ins Politische wenden, eine Strategie eines gegenhegemonialen Projektes zu entwerfen, in welchem der Materie eine aktive Verbündetenrolle zugestanden wird, um die zur Zeit immer unvorhersehbarer werdenden meteorologisch-geologischen Ereignisse und deren materielle Energie zu politischer Energie des Projektes zu transformieren. Wir begäben uns damit auf das Terrain der Hegemonietheorie, wofür uns allerdings bei Povinelli eine entscheidende Zutat fehlt: Woran es Povinellis Modell mangelt, ist eine Beschreibung all dessen, was außerhalb des Gefüges liegt. Obwohl durchaus ein antagonistischer Akteur in Form des Bergbauunternehmens bei Povinelli auftaucht und wie dargestellt sie sich auch selbst ins Handgelenk begab, hat sie, wie andere Neomaterialist*innen auch, keine Rolle für Konflikthaftigkeit in ihrem Theoriegebäude vorgesehen. Der Bergbauunternehmer wäre sozusagen aus ethischen Gründen und/oder einem Selbsterhaltungstrieb dazu angehalten das Gefüge nicht zu zerstören, das *auch seine* Existenzgrundlage bildet. Da dies eine wenig überzeugende Richtung vorgibt, behalten wir zwar die Entsubstanzialisierung der Materie bei, die uns die *Geontologie* nahe legt, allerdings wollen wir auf Grundlage unserer vorangestellten Überlegungen zum Politischen der Ontologie jene Theoretiker*innen

konsultieren, die eine zentrale Position in diesem Denken einnehmen: Ernesto Laclau und Chantal Mouffe.

2.3 Ernesto Laclau und Chantal Mouffe: Die Versteinerung des Politischen zum Sozialen

Ernesto Laclau und Chantal Mouffe entwickelten, ausgehend von ihrem 1985 veröffentlichten, bahnbrechenden Werk *„Hegemony and Socialist Strategy: Towards a Radical Democratic Politics“* eine Diskurstheorie der Gesellschaft, in der unter anderem ein spezifisches Verhältnis zwischen dem Sozialen und dem Politischen ausgedeutet wird. Dabei nimmt der Sedimentierungsbegriff eine Art Scharnierfunktion zwischen den beiden ein. Sedimentierung beschreibt in der Geologie den Prozess der Ablagerung von lockeren, feinkörnigen Stoffen mineralischer oder organischer Natur, welche nach einer Passage des freien Flottierens in einem strömenden Medium, wie Luft oder Wasser, durch die Schwerkraft absinken und schließlich zu einer festen Schicht am Boden des Ortes werden, an dem sie zuvor strömten. Aufgrund seines Herstellungsprozesses der Vermischung von feinkörnigen Materialien (Zement, Sand, etc.) mit Wasser, wird – nebenbei bemerkt – auch Beton als Sedimentgestein bezeichnet (vgl. Waters & Smith 2019)⁵⁷. Auf welchem Weg dringt nun dieses am Gesteinsbildungsprozess gewonnene Sinnbild in die Sphäre des Sozialen, in welchem es als Ansammlung und Ablagerung von Material einer Vorstellung von lebendiger, aufgewirbelter Ereignishaftigkeit gegenübertritt? Eingang ins Gebäude der Diskurstheorie Laclaus und Mouffes findet der Sedimentierungsbegriff via Edmund Husserl, der mit der Unterscheidung von Sedimentierung und Reaktivierung ein Kriterium in die Analyse sozialer Prozesse einführt, mit welchem das Vergessen politischer Instituierungsmomente gefasst werden soll (vgl. Laclau 1990, 33ff). Das Ereignis der ursprünglichen Institution einer sozialen Entität ist dabei nach Laclau der Moment, an dem die Kontingenz ihrer Gründung sichtbar gewesen war, die jedoch ab dem Moment der Gründung durch die Routine der Wiederholung im Feld des Sozialen vergessen wird und dadurch sozusagen versteinert, oder eben sedimentiert, spricht: den Status objektiver Präsenz erlangt.⁵⁸ Laclau (1990) schreibt:

⁵⁷ Tatsächlich ist, darauf weist auch Povinelli (2023, 76) hin, beinahe jedes Gestein ein Sedimentgestein, das durch Ablagerung und Verdichtung von kleinen Teilchen nach einer flüssigen Passage entsteht. Nur wenige magmatische Gesteinssorten entstehen durch Kristallisierung nach einem Schmelzen nahe am Erdkern.

⁵⁸ Hier wird einerseits erkennbar, dass Laclau, Husserl folgend, das Objekt gewissermaßen als leblos konzipiert, jedoch sofort klarstellt, dass der jeder Gesellschaft/ Identität immanente Antagonismus die „Grenze aller

Sofern ein Institutionsakt von Erfolg gekrönt ist, kommt es zu einem tendenziellen ‚Vergessen der Ursprünge‘, das System möglicher Alternativen beginnt zu verschwinden und die Spuren der originären Kontingenz verwischen. Auf diese Weise tendiert das Institutierte dazu, die Form reiner objektiver Präsenz anzunehmen. Dies ist der Moment der Sedimentierung. Dabei ist es entscheidend sich zu vergegenwärtigen, dass dieses Verschwinden eine Verschleierung beinhaltet. Wenn Objektivität auf Ausschluss beruht, werden die Spuren dieses Ausschlusses immer auf irgendwie präsent sein. Was passiert, ist dass die Sedimentierung so vollständig sein kann; der Einfluss einer der dichotomen Pole der Beziehung so stark werden kann, dass die kontingente Natur dieses Einflusses, seine originäre Machtdimension, sich als nicht unmittelbar sichtbar erweist. Objektivität konstituiert sich daher als reine Präsenz. (ebd., 34)

Was Laclau hiermit versucht zu erklären, ist, wie innerhalb einer diskursiv gelagerten Sozialontologie des Mangels – welche er vertritt – Situationen im Sozialen bestehen können, die scheinbar völlig frei von Mangelhaftigkeit oder Negativität sind, obwohl Negativität ein konstitutives Merkmal der poststrukturalistischen Diskursanalyse darstellt. Hier wird erneut das Denken der ontisch-ontologischen Differenz schlagend, welches anstatt der erwähnten Seiendheit alles Seienden – sprich: der Objektivität – das Sein des Seienden befragt und damit seine Institution in den Blick nimmt, die, wie Laclau schreibt, auf einem Ausschluss eines Systems an Alternativen besteht, welches wiederrum – und hier entfaltet sich die instabile Ontologie des Mangels – nur deshalb bestand, da kein letzter Grund verfügbar war und ist, auf den sich die sich durchgesetzt habende Option der Gründungsmöglichkeiten beziehen könnte. Aufgrund des Mangels an einem letzten Grund, welcher in Form eines Naturgesetzes oder göttlicher Fügung die Notwendigkeit des politischen Durchsetzungshandelns abschaffen würde, wird ein solcher also notwendigerweise kompensiert werden müssen, was uns einmal mehr auf den ontischen Bereich der Politik verweist, in welchem durch Machteinsatz sowohl an Versuchen der Verschleierung von Alternativen, als auch an deren erneuter Sichtbarmachung (in Laclaus/Husserls Gegensatzpaar: der Reaktivierung) gekämpft wird. An diesem Punkt des Arguments ist ein Hinweis angebracht: Wie Laclau (1990) ausweist, gewinnt Husserl seine Begriffe der Sedimentierung und Reaktivierung aus dem Nachdenken über wissenschaftliche Praxis und die Routinisierung derselben, welche eine Anhäufung unhinterfragter, aufeinander aufbauender Handlungsabläufe bewirkt. Auch die Beispiele die Laclau heranzieht, um sedimentierte, soziale Praxen zu veranschaulichen, enthalten ausschließlich Praxen menschlicher (Inter-)Aktion: Das Zustellen eines Briefs, das Kaufen

Objektivität“ (Laclau und Mouffe 2014, 108) darstellt und damit dem Objekt kein vollständig aktualisiertes, selbstgenügsames Tot-Sein zugesteht, oder andersherum betrachtet, dass es keine Objektivität und damit kein Objekt gibt.

eines Kinotickets, das gemeinsame Mittagessen mit einer Freundin, der Besuch eines Konzerts (vgl. ebd., 33),⁵⁹ jedoch wollen wir mit unserer Untersuchung das Ziel verfolgen, insbesondere jene sedimentierten sozialen Praxen und deren Reaktivierung in den Blick zu nehmen, die explizit die Materie umfassen und auf ihr aufbauen. Oliver Marchart (2010) hat nun in Anschluss an Laclau ausgeführt, dass selbst diese – an der Oberfläche von der Abwesenheit jeglicher Negativität gekennzeichneten – sedimentierten Praxen keineswegs unpolitisch sind und die radikale Kontingenz ihrer ursprünglichen Einrichtung jederzeit wieder aufbrechen kann – wie etwa die Möglichkeit eines Streiks unter Postzusteller*innen verdeutlicht (ebd., 215), oder auch – etwas aktueller – das Schließen von Kinos und Musikclubs oder lange Wartezeiten im Restaurant seit der Pandemie mit der dabei aufkeimenden Frage nach der Systemrelevanz gewisser Berufe. Worauf uns Marchart an dieser Stelle hinweist, ist, dass mit dem Gegensatzpaar aus Sedimentierung und Reaktivierung ein konzeptueller Rahmen für die Ontologisierung (die Reaktivierung) eines jeglichen Ontischen (Sedimentierten) geschaffen wurde, der das Politische als im Sediment eingelagert, als immanentes *Potential*, betrachtet. Hier erinnern wir uns an Povinellis Konzept der *Geontologie*, mit welchem sie bewusst den Kontrast zwischen *Geos*, bzw. hier: Sediment, und Sein erhellen möchte, um diese Trennung schließlich überwinden zu können, mit dem Ziel den *Geos* ontologisierbar zu rendern. Und tatsächlich, so würde ich argumentieren, ist im Gegensatzpaar Sedimentierung-Reaktivierung, so wie Laclau es aufgleist, diese Überwindung bereits metaphorisch angedeutet; stellt die Reaktivierung eine kurzzeitige Verflüssigung (und damit Aggregatzustandsänderung) des sedimentierten Sozialen dar, dessen locker gewordene, kleinkörnige Differenzen wieder flottieren und aufgewirbelt werden können. Anders gesagt: Wie wir bereits im ersten Kapitel unserer Untersuchung festgestellt hatten, folgt aus einer Ontologie des Mangels ein Modus der Mangelbearbeitung in Form von Hegemoniearbeit, die darin besteht durch politische Artikulation einen Diskurs so zu stabilisieren, dass eine konkrete, damit verfolgte Ordnung instituiert wird. Das ist, mit Laclau gesprochen, der Moment der Sedimentierung. Was dabei nicht außer Acht gelassen werden sollte, ist, dass mit dem Verschwinden der Alternativen auch die radikale Konflikthaftigkeit aus dem Sozialen verschwindet. Das heißt nicht, dass es nicht immer noch Konflikte gäbe, die

⁵⁹ In auffälliger Abwesenheit befinden sich hierbei materiell verstetigte Formen der Sedimentierung: Die Straße und der Gehsteig, sowie das Auto oder Fahrrad, das die Postbotin benutzt, um den Brief von A nach B zu transportieren, das Kino oder der Musikclub selbst, in dem eine Veranstaltung organisiert werden kann, die landwirtschaftliche und gastronomische Infrastruktur, die dafür sorgt, dass es etwas zu essen gibt.

innerhalb des Sozialen zu bearbeiten wären, sondern dass diese Konflikte auf eine Art und Weise bearbeitet werden können, die die Stabilität der Ordnung nicht gefährdet, indem beispielsweise durch eine regierende Körperschaft ein Kompromiss zwischen konfligierenden Parteien gefunden und umgesetzt werden kann, ohne dass die Fähigkeit der Regierung angezweifelt wird, zu regieren. Sedimentierung beschreibt damit einen Zustand, in dem eine Übereinkunft *aller* aufrechterhalten werden kann, dass die herrschende Ordnung dazu in der Lage ist, Konflikte zufriedenstellend zu lösen und zu verhindern. Mit Laclau und Mouffe müssen wir jedoch anerkennen, dass die Konstruktion der Identität des *Wir-Alle* eines Ausschlusses derer bedarf, die nicht *Wir* sind und entsprechend kein Konflikt je gänzlich lösbar wäre, da bereits im Kern der Institution ein grundlegender Antagonismus vorhanden ist, der dies verhindert und dafür sorgt, dass eine grundlegende Konflikthaftigkeit zwar temporär überdeckt, nie jedoch ganz ausgeschaltet werden kann. Für den Begriff der Reaktivierung bedeutet dies, dass hier aufgrund der Aktivität jener, für die der Status Quo keine Konfliktlösung darstellt, der konfliktentziehende Deckmantel der Ordnung verrutscht und etwas preisgibt, das nicht länger da zu sein schien: Die Möglichkeit etwas anders zu machen, sich als Gesellschaft anders zu imaginieren – unter der Notwendigkeit von der bestehenden historischen Situation aus auf dieses anders zu reagieren. Reaktivierung bedeutet, wie Laclau deutlich macht, die Wiederherstellung der Verbindung zur radikalen Konflikthaftigkeit am Grund jeder Institution und nicht eine bloße Rückkehr zum ursprünglichen Moment der Institution selbst. Er schreibt:

[D]er Moment der Reaktivierung kann nicht aus einer Rückkehr zum Ursprung, zu dem historischen System alternativer Möglichkeiten, welche verworfen wurden, bestehen. [...] Abgelehnte Alternativen sind nicht alles, was logisch möglich gewesen wäre, sondern jene Alternativen, welche *faktisch* versucht wurden, und welche daher antagonistische Alternativen repräsentierten und unterdrückt wurden. Aber in einer neuen Situation wird auch das System von Alternativen unterschiedlich sein. Reaktivierung besteht daher nicht aus einer Rückkehr zur ursprünglichen Situation, sondern lediglich aus dem Wiederentdecken – durch das Auftauchen neuer Antagonismen – der kontingenten Natur sogenannter „Objektivität“. (Laclau 1990, 34–35)

Diese Konkretisierung ist deshalb von Bedeutung, weil mit dem Poststrukturalismus, den Laclau als Grundlage heranzieht, ein archimedischer Nullpunkt von Bedeutung abgeschafft wurde und somit auch die Vorstellung obsolet wurde, es gäbe so etwas wie gesellschaftliche Werkseinstellungen, die mittels Reset-Knopf wiederherstellbar wären. Anstatt zu einem vergangenen historischen Zeitpunkt, stellt die Reaktivierung eine Verbindung zur bereits besprochenen Abwesenheit des Grundes dar, der im Moment jeder Institution wirksam ist. Sie

verweist auf den *Mangel* an einem letzten Grund, der jedem vorletzten, *vorletzbaren* Grund inhärent ist und ihn – aufgrund des Auftauchens neuer Antagonismen und deren entgründender Wirkung – heimsucht. Mit Laclau wird die Ontologisierung jeder objektiv gegebenen Existenz denkbar, und – darin liegt der entscheidende Punkt – dabei macht es keinen Unterschied, ob es sich um die (vermeintliche) Objektivität von Lebendigem oder Nicht-Lebendigem handelt. Während zwar in der Terminologie die Logik der Objektivierung mit einem geologischen Begriff belegt wird, ist klar, dass der Eintritt in die Sphäre des geologischen, weil sedimentierten Sozialen keineswegs davor schützt erneut ontologisiert, auf das Sein hin befragt und entgründet zu werden. Gleichzeitig allerdings ist die jeweils historische Sedimentierungslage jener Hintergrund, vor dem jede Reaktivierung stattfindet und somit Einfluss auf sie nimmt, genauer: Von wo jeder Versuch der Reaktivierung entspringt und wo ebenso auf ihn reagiert wird, ist der Versuch erst unternommen. Die Unterscheidung von Reaktivierung und Sedimentierung korrespondiert mit dem was Laclau respektive das Politische und das Soziale nennt, wobei mit der Destillation des Politischen eine Kategorie gewonnen wird, welche dem Sozialen vorausgeht und in einem ontologisch konstitutiven Verhältnis zu ihm steht. Der Verlauf der ontologischen Grenzziehung zwischen dem geologischen, objektiven Sozialen und dem liquiden Politischen ist dabei gekennzeichnet von ununterbrochener Verschiebung (vgl. ebd., 35), von Gramsci's Stellungskrieg, und damit von einer grundsätzlichen Durchlässigkeit der „Grenze jeder Objektivität“ (Laclau und Mouffe 2014, 108). Damit werden Kategorien wie „Objektivismus“, „Subjektivismus“, „Holismus“ und „Individualismus“ Ausdruck einer Suche nach Fülle und *Ein-heit*, nach einer stabilen Ontologie, welche ebenso wie der stabile, letzte Grund jedoch unerreichbar bleiben wird (vgl. ebd.). Was Laclau und Mouffe somit als die Instabilität des Objekts bezeichnen und bei Marchart als die Unmöglichkeit des Objekts reformuliert wird, speist sich aus ihrer diskurstheoretischen Ontologie, die, wie gesagt, anhand des Saussure'schen Strukturalismus als theoretischem Referenzpunkt mit der Annahme bricht, dass Sprache ein Bedeutungssystem wäre, in welchem eine direkte und klar bestimmbare Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem, zwischen Signifikant und Signifikat vorherrschen würde (vgl. Laclau und Mouffe 1990, 109). Stattdessen wird Sprache als System betrachtet, in welchem Bedeutung rein relational hergestellt wird – die Identität eines Objekts wird gewonnen anhand der Unterscheidung zu anderen Objekten, wobei die erlangten Unterscheidungen eben unabgeschlossen bleiben und nicht auf eine Essenz rückführbar sind. Laclau und Mouffe weisen nun darauf hin, dass diese Beobachtung nicht nur für das begrenzte Feld der Sprache (und der Schrift) gilt, sondern für jede Form der Signifikation

bzw. Bedeutungsproduktion, d.h. für das gesamte Feld sozialer Strukturen, welche diskursiv produziert werden müssen. Aufgrund der Tatsache, dass Identität rein relational (bzw. differenziell) bestimmt wird, also das System der Bedeutung abgekoppelt ist von der Matrix der Essenz, schließen Laclau und Mouffe, dass jede Identität instabil ist. Während die Frage nach der Existenz von Objekten dabei unangetastet bleibt, wird dadurch klar, dass das Sein der Dinge – und damit deren ontologischer Status – von besagter Instabilität betroffen ist und erneut transzendiert diese Instabilität jegliche Unterscheidung in lebendig oder nicht-lebendig, Mensch oder Materie. Mit anderen Worten „gelangen wir so zu der Feststellung, dass die Unterscheidung in linguistische und nicht-linguistische Elemente nicht überlappt mit der Unterscheidung von bedeutend und nicht-bedeutend[.]“ (Laclau und Mouffe 1990, 102, Übersetzung: RS) Um die Funktionsweise dieser diskursbasierten Ontologie zu veranschaulichen, wählen Laclau und Mouffe passenderweise das Beispiel des Steins. Die Frage nach dem Sein der „natürlichen Welt“, also der Biologie, der Physik, der Geologie, beantworten die beiden mit der Kongruenz alles Natürlichem mit dem Diskurs. Die Auffassung dessen, was ‚Natur‘ ist, ist keineswegs eine Wahrheit, die die Natur selbst zu erkennen gäbe, die es nur abzulesen gilt, sondern Ergebnis eines historisch-kontingenten Konstruktionsprozesses, das auf einem – diskursiv geschaffenen – Klassifikationssystem beruht. Für den besagten Stein bedeutet dies, dass

nicht die Existenz, im Sinne des Hier und Jetzt Präsent-Seins, unabhängig von meinem Willen, jener Entität in Frage gestellt wird, welche wir Stein nennen; nichtsdestotrotz beruht der Fakt seines Seins als Stein auf einer Art Objekte zu klassifizieren, welche historisch und kontingent ist. Gäbe es keine Menschen auf der Erde würden diese Objekte, die wir Steine nennen nichtsdestotrotz vorhanden sein, aber es wären keine ‚Steine‘, weil es weder Mineralogie noch eine Sprache gäbe, welche fähig wären sie zu klassifizieren und sie von anderen Objekten zu unterscheiden. (Laclau und Mouffe 1990, 102)

Während sich also Bedeutsamkeit nicht auf die Verbindung zur Sprache allein (man könnte wohl erweitern: der Sprachfähigkeit, dem *logos*) einschränken lässt, so ist doch die *Bedeutung* alles Vorhandenen diskursbasiert und damit mit dem im Signifikationssystem herrschenden Mangel belegt, prekär und vorübergehend. Die physische Existenz des Steins bleibt dadurch unangetastet, seine durch die Schwerkraft verliehene Masse, ebenso wie seine materielle Dichte und sein räumliches Ausdehnungsvolumen werden sich nicht durch Diskurs verändern lassen. Doch es ist noch keine Aussage darüber getroffen worden, wie genau das instituierte Vorhandene determiniert, in welchen – über die bloße physische Existenz hinausreichende – gesellschaftlichen Bedeutungszusammenhängen sich der Stein befindet, ob er etwa durch

einen Erzanteil an besonderem Wert gewinnt, ob er durch seine spezifische Lage oder Form zu einem Ausflugsziel oder gar einem Ort religiöser Huldigung wird, ob er eingebunden in eine Mauer dazu dient Menschen ein Obdach zu errichten, oder sie von einem solchen fern zu halten. Mehr noch ist die ontologische Frage, die Identität oder das Sein des Steins betreffend, noch ungeklärt, ob die aus ihm unbestreitbar hervorgehenden, im Sozialen Wirkung entfaltenden Effekte ihn dazu qualifizieren im Prozess gesellschaftlichen Zusammen-Spalts einen Platz einzunehmen, aktiv zu *sein* und um welche Form der Aktivität es sich handeln wird. Mit anderen Worten: Was hier zur Debatte steht ist nicht die Existenz dieses oder jenes Materials, sondern die immer schon diskursiv gewesene Klassifikation jedes Materials als substanzielle Materie, und damit seine politische Abschiebung ins Reich des Vollständigen, des Aktualisierten, des Unpolitischen, des *Unpolitisierbaren*, weil außerhalb der Grenzen des Seins liegenden. Dieses Sein des Steins wird also erst im Diskurs hergestellt. Doch *Sein ist Macht* (vgl. Laclau 1990, 31; Marchart 2010, 216) – und unter machtbewusstem Handeln ist das Zugeständnis eines Seins an andere, das Hereindrängen in die Sphäre des Seins durch neue Subjekte ein Problem für alle bereits Seienden. Bezogen auf die besondere Gesteinsform, die uns im Rahmen dieser Arbeit umtreibt, namentlich dem Beton, wäre sogar noch hinzuzufügen, dass sie keineswegs unabhängig von zumindest *irgendjemandes* Willen existiert.⁶⁰ Ungeachtet einer wie auch immer gearteten ontischen Seiendheit der Dinge, ist also der durch die Logik sozialer Konstruktion hergestellte Zugang zum Sein der Dinge unüberbrückbar von dieser Seiendheit getrennt und durch sie verunreinigt – bereits im ersten Teil dieser Untersuchung hatten wir festgehalten, dass das Terrain der reinen Ontologie unerreichbar bleiben muss. Umgekehrt ist die Attribution einer substanziellen, essenhaften Eigenschaft als konstant, stabil, fixiert an das Sein jeglichen Objekts ein Ding der Unmöglichkeit, da diese Attribution aus dem Feld des Ontischen stammt und dort jederzeit zur Streitsache werden kann. Obgleich die Welt unzweifelhaft existiert, ist der Zugang zu ihr durch soziale Konstruktion vermittelt und damit, aufgrund der Abwesenheit im Kern des Sozialen, stets prekär und unvollständig. Laclau und Mouffe fassen zusammen, dass ihr Sein den Dingen vom Menschen verliehen wird (vgl. Laclau und Mouffe 1990, 110).⁶¹

⁶⁰ Genau wie Fordit, Trinitit, schwarzer Schimmel, das COVID-19 Virus, die eckige Wassermelone, der Militärdelfin oder die Contrail-Wolke ist Beton – wie ein immer größer werdender Teil dessen, was als Natur erscheint – Bestandteil eines Bestiariums des Anthropozän (vgl. Nova und Disnovation.org 2021), das selbst auf Ebene der Existenz die Grenzen zwischen Mensch und Natur verschwimmen lässt.

⁶¹ Wenngleich Laclau und Mouffe im Original schreiben: „Human beings socially construct their world, and it is through this construction - always precarious and incomplete - that they give to a thing its being“, so würde ich

Hervorgehoben werden muss umgekehrt auch die Tatsache, dass ihr Nicht-Sein, ihr Sein als Nicht-Lebendig ebenso der diskursiven Logik des Sozialen unterliegt. Um zu zeigen, inwieweit „nichts aus der Existenz des Objekts folgt“ (ebd., 111) – einer Behauptung, die in ihrer Zuspitzung wohl einer Abschwächung dahingehend bedarf, dass kein *bestimmtes* Sein, keine Identität und damit *nichts Politisches* aus bloßer Existenz folgt – ziehen Laclau und Mouffe ein Beispiel heran, welches auch Marchart wieder aufgreift. Anhand dieses Beispiels kann der Besitzergreifung der Materie durch das Politische, das „Wieder-Einsetzen ihres Seins in das Ensemble relationaler Verhältnisse, die das *Leben* der Gesellschaft als Ganzes konstituieren“ (ebd.), kurz: die Reaktivierung des sedimentierten *Geos* und dessen Kontingent-Setzung, dargestellt werden. Die Rede ist vom Erdbeben (bei Laclau und Mouffe) und zusätzlich dem Vulkanausbruch (bei Marchart) - zweier Phänomene, die empirisch betrachtet oft zusammenhängen. Unter den zahlreichen Möglichkeiten an potentiell katastrophalen, potentiell politischen Naturphänomenen, die ausgewählt werden hätten können, darauf sei an dieser Stelle hingewiesen, begegnen wir hier Beispielen für Ereignisse, die dem Gestein entspringen und dessen flüssigen Aggregatzustand umfassen – beim Vulkanausbruch in offensichtlicher Form der Lava, beim Erdbeben in Form des Magma, auf dem die tektonischen Erdplatten durch ihr Aufschwimmen erst den Freiheitsgrad erlangen, um aneinander zu geraten und so ein Beben der festen Teile auszulösen. Und bei beiden Beispielen, so möchte ich anfügen, springt unübersehbar die paradoxe Umkehrung der geologischen Metapher Husserls ins Auge, womit hervorgehoben wird, dass Bedeutung die Grenze der Sprache überschreitet: Hier kommt dem *Geos* potentiell die Aufgabe der politischen Reaktivierung des versteinerten Sozialen zu, oder doch zumindest die Aufgabe der Herstellung eines Möglichkeitshorizonts, innerhalb dessen die Ontologisierung des Sozialen aus gegenhegemonialer Perspektive durchführbar wird. Die Voraussetzung hierfür ist die Verkreuzung zweier – wie Povinelli anmerkt (vgl. Povinelli 2023, 71) – sehr unterschiedlicher Zeitlichkeiten im Moment des Ereignisses: Jener der Sedimentierung, Ablagerung, Schieferung, welche aus der Terminologie der Geologie kommend paradoxerweise das Soziale zu betreffen scheinen, und jener des Bebens, des Ausbruchs, der Bewegung und Mobilität – sozialer, fluider Begrifflichkeiten, die hier dem Gestein angedeihen und so für eine Raum/Zeit sorgen, innerhalb derer – wie Povinelli sagen würde – Vorstellungsintensitäten ausgetauscht werden können (vgl. ebd., 36). Mit anderen Worten:

hier vorsichtig sein und “human beings” nicht biologisch – als *anthropos* – verstehen, sondern synekdochisch für ‚Gesellschaft‘, in ihrer postfundamentalistischen Bedeutungsfärbung, derer besagte Menschen angehören.

Die hier durch die Materie vollzogene Reaktivierung bewirkt eine kurzzeitige Änderung im Aggregatzustand des Seienden durch eine verflüssigende (Konflikt-)Energiezufuhr, welche die Dispersion der differenziellen Elemente des Sozialen im Medium des Politischen erlaubt und diese neu arrangierbar, neu sedimentierbar macht.

Die Erde erbebt nun bei Laclau und Mouffe aufgrund ihrer Auseinandersetzung mit Norman Geras, welcher, wie sie schreiben, die essentialistische Position vertritt, man könne das Sein der Dinge ein für alle Mal fixieren – und damit Objektivität erlangen. Die Auffassung, ein Erdbeben wäre die „Rache Gottes“ – so das Argument – ist ihm nach ein Aberglaube, da ein Erdbeben klarerweise ein Naturphänomen sei. Laclau und Mouffe entgegnen allerdings, dass die Gegenüberstellung eines Aberglaubens und dem wahren Sein der Dinge impliziert, dass sich Weltanschauungen nicht länger ändern könnten, also möglicherweise gegenwärtige Auffassungen darüber, was Natur oder natürlich ist, sich auch in Zukunft nicht als ungenügend oder widersprüchlich erweisen könnten. Gleichzeitig wäre damit gesagt, dass, im Gegensatz zur Vergangenheit, heutzutage (der Text wurde 1990 veröffentlicht) ein direkter und transparenter Zugang zu den Dingen bestünde, der nicht theorievermittelt und damit von Machtrelationen durchzogen wäre (vgl. Laclau und Mouffe 1990, 131, Fußnote 17). Die Begegnung mit einem Phänomen wie einem Erdbeben oder einem Vulkanausbruch findet allerdings immer im ontischen Bereich des Sozialen statt, welches auf eine bestimmte Art und Weise konstruiert bzw. sedimentiert ist, während der Zugang zum Sein dieser Phänomene, wie bereits verdeutlicht, versperrt bleibt. Daher ist nicht von vorn herein klar, ob ein Ereignis wie dieses die Kontingenz des Institutionsmoments einer davon betroffenen Gesellschaft zum Vorschein bringt. Allerdings, so fügt Marchart dem Beispiel an, mag

[e]ine Vulkaneruption [] durchaus als »Naturphänomen« [...] oder als »Rache Gottes« [sozial konstruiert werden], doch in jedem Fall muss bereits ein ganzes Netzwerk an Machtverhältnissen (etwa die Diskurse moderner Wissenschaft oder das Glaubenssystem der katholischen Kirche) installiert sein, und war in letzter Instanz politisch, damit solche Konstruktionen überhaupt greifen können. (Marchart 2010, 217, Fußnote)

So ist, um das Beispiel empirisch auszukleiden, 1998 der sogenannte *Hockey-Stick-Graph* veröffentlicht worden, der den anthropogenen Klimawandel belegt und damit einen sehr großen Teil vormaliger Naturphänomene letzten Endes auf politische Entscheidungen rückführbar machte (vgl. Mann, Bradley, und Hughes 1999). Wenig später, tatsächlich erst seit 2004, wurde ein wissenschaftlicher Diskurs in Form der Attributionsforschung angestoßen, der sich explizit damit beschäftigt das Auftreten von Naturphänomenen auf sie hervorbringende soziale Praxis zurückzuführen und damit u.a. politische Kämpfe um

Klimagerechtigkeit, also die politische Ontologisierung der Natur selbst, zu unterstützen (vgl. Cho 2021; IPCC 2007). Worauf uns die Existenz des wissenschaftlichen Diskurses der Attributionsforschung bereits hinweist, ist, dass gegenwärtig nicht länger das Ob der Wirkmächtigkeit der Materie im Zentrum politischer Konfliktaustragung steht, sondern tieferliegender, das Politische an der Gründung einer Seinsordnung, der *Geontologie*, die die Frage nach dem Ob mit einer Verneinung des Seins der Materie selbst beantwortet hatte und sich nun dazu gezwungen sieht dieses Sein doch anzuerkennen, ohne dabei an Macht einzubüßen.⁶² Es zeigt sich, dass Laclau und Mouffe mit ihrer 1990 geäußerten Vermutung Recht behielten und ab 2004 ein neuer Zugang zu vermeintlichen Naturphänomenen gefunden wurde. Ungeachtet des wissenschaftlichen Diskurses lassen sich jedoch durchaus Beispiele für die politische Reaktivierung durch Naturphänomene finden, die vor 1998 datiert werden können, beispielsweise der Fall des Ausbruchs des Vulkans *Nevado del Ruiz* im Jahr 1985, in dessen Folge der kolumbianische Ort Armero von einer Schlammlawine verschüttet wurde. Das mangelhafte Katastrophenmanagement der kolumbianischen Regierung bzw. des Militärs, die über 20.000 Todesopfer und insbesondere das Schicksal der sich darunter befindenden 13-jährigen *Omayra Sanchez*, deren Abbild als unter Schutt und Schlamm des Ausbruchs eingeklemmt – World Press Photo 1986 – leerer Signifikant für das Scheitern der konservativen Betancur-Regierung wurde, stellten bedeutsame Momente im damaligen politischen Diskurs dar (vgl. New York Times 1985; Treaster 1985). Wir sehen, dass die Frage, ob der bei einem Vulkanausbruch spürbare Effekt nun ein Naturphänomen ist oder nicht, mit ja und nein gleichzeitig beantwortet werden kann: Während er 1985 in anderen Erdteilen bzw. in anderen politischen Systemen als Naturphänomen oder meinetwegen Rache Gottes firmiert haben mag, wurde er in diesem Fall zu einem politischen Ereignis. Und es ist nicht so sehr die Natur(wissenschaft), die ins Schwanken geriet, sondern in diesem Fall die Machtverhältnisse innerhalb Kolumbiens, wodurch der Vulkanausbruch politisch werden konnte. An dieser Stelle können wir also zwei bedeutsame Punkte festhalten: Zum einen handelt es sich bei dem Begriffspaar Sedimentierung-Reaktivierung um einen Rahmen für die konfliktive Ontologisierung des Seienden, der die seitens neomaterialistischer

⁶² Das sehen wir an „Fuck You Greta“ Stickern auf Pick-Up Trucks ebenso wie an petro-politischen Aufbäumen gegen Tempolimits oder Privatflugverbote, welche als Einschränkung von individueller Freiheit interpretiert werden. Und wir sehen es an einem konservativen Kulturkampf gegen Wärmepumpen, Windräder und Fahrradwege und natürlich der Inszenierung konservativer Politiker als begeisterte Fleischesser im Kampf gegen Vegetarier – wie beispielsweise der deutsche Finanzminister Christian Lindner (FDP), der bayerische Ministerpräsident Markus Söder (CSU) oder der polnische Außenminister Witold Waszczykowski (PiS) illustrieren (vgl. Zeit Online 2016).

Theoretiker*innen kritisierte Grenzziehung zwischen menschlich und nicht-menschlich bzw. lebendig und nicht-lebendig überschreitet, da die Kategorie der Bedeutung (der Identität, des Seins) innerhalb diskurstheoretischer Ansätze diese Unterscheidung nicht kennt. Materie muss nicht selbst sprechen können, um im Diskurs politische Effekte zu bewirken, wie unser Beispiel zeigt. Reaktivierung ist das Wiedereinsetzen des Politischen in die gegebene soziale Struktur, das grundsätzliche Befragen dieser. Der Anstoß zur Befragung kann dabei durchaus aus der Sphäre des Nicht-Menschlichen, sogar des nicht-lebendigen Geologischen kommen, wobei wir eben zur Kenntnis nehmen müssen, dass diese Unterscheidung ohnehin ebenfalls politisch instituiert und sedimentiert wurde und zur Zeit immer stärker bröckelt und selbst reaktiviert wird – von naturwissenschaftlicher, von politisch-theoretischer wie aktivistischer Seite gleichermaßen. Materie unterliegt dem selben politischen Spiel der Sedimentierung-Reaktivierung, weist den gleichen ontologischen Mangel auf, wie die Gesellschaft – beide zusammen sedimentieren zum Sozialen; beide prägen ontische Instanzen aus, deren eingelagertes Konfliktpotential reaktiviert werden kann. Zum anderen kommen wir nicht umhin zu bemerken, dass Sedimentierung immer eine Form des Ausschlusses enthält und damit jeder Instituierungsakt politischer Natur ist. Das Verschwinden der Alternativen, wie Laclau schreibt, ist kein Naturgesetz oder Strukturlogik, sondern bedarf eines, mal mehr, mal weniger großen politischen Aufwandes der Unterdrückung, der Ablenkung, der Umlenkung, des Energieentzugs und der Abkühlung. Das Politische wird im Sediment als Potential eingelagert, allerdings befindet es sich dort in einem – als Stille, als Nicht-Lebendigkeit, als Negativität konzipierten – anderen Aggregatzustand und damit in einer anderen Zeitlichkeit, nicht aber in Abwesenheit. Damit ist gesagt, dass das Verhältnis zwischen Sedimentierung und Reaktivierung zwei Charakteristika aufweist, die für unsere gesamte Untersuchung symptomatisch sind: Während die Logik des Zustandswechsels vom Politischen ins Soziale mit geologischer Terminologie bedacht wird und damit augenscheinlich eine *Geontologie* aufweist, die nach Povinelli im Kern vieler westlicher Ontologien liegt und den *Geos* mit der Abwesenheit von Leben/Veränderlichkeit gleichsetzt, ist, aufgrund der postfundamentalistischen Wirkweise der Diskurstheorie, keine letztgültige Zuweisung eines (Nicht-)Seins an ein Objekt möglich, weshalb jeder Objektivität Grenzen gesetzt sind und keine letztgültige Selbstgenügsamkeit oder vollständige Aktualisiertheit erreichbar ist, auch nicht für den *Geos*. Als zweites Merkmal jedoch zeigt sich, dass aufgrund des Antagonismus am Ursprung jeder sozialen Institution der geologische Zustand der vermeintlich konfliktfreien, objektiven Sozialsedimentierung chiasmatisch mit der Einlagerung des Potentials des Politischen verschränkt bleibt: Der *Geos*, der nunmehr als diskursives

konstitutives Außen jeder biologisch imaginierten Ontologie fungiert, wird aus einer historisch-kontingenten Sedimentierungslage heraus reaktiviert; die Sedimentierung wiederum folgt den Möglichkeiten einer spezifischen politischen Dispersion. Es mag also keine letztgültige Zuweisung eines (Nicht-)Seins möglich sein, jedoch wird, wie wir im ersten Teil unserer Untersuchung bemerkt hatten, es gerade deshalb zu unterschiedlichsten Versuchen der Zuweisung, der Setzung als Sedimentierung kommen, wovon weder die Gesellschaft, noch die Materie verschont bleiben wird. Diese Setzungen bilden die Fundamente deren Spezifik die Form der politischen Reaktivierung mitgestalten wird – die Ontologisierung lässt sich nicht von dem objektivierten (Nicht-)Sein ihres Ursprungs trennen. Trotz seiner Ausdifferenziertheit wird jedoch, nicht ganz zu Unrecht, Kritik geäußert, wonach Laclau und Mouffes Sedimentierungsbegriff unterbestimmt, und jener der Struktur untertheoretisiert wäre (vgl. Opratko 2022, 146–47), kurz: Sie hätten ein institutionelles Defizit, das sich am Konzept der Sedimentierung ablesen lässt. Während beispielsweise Benjamin Opratko in seiner Anmerkung, bei Laclau würde nirgendwo davon gesprochen werden, dass Sedimentierung eine Praxis beschreibt (vgl. ebd.), wie ich hoffe bereits dargestellt zu haben, nicht zuzustimmen ist, so ist sein Hinweis, sedimentierte Praxen könnten „etwa politische Institutionen, aber auch die bürgerliche Kleinfamilie, die Architektur von Einkaufszentren oder ein Sozialversicherungssystem“ (ebd., 146) umfassen durchaus dahingehend berechtigt, als dass er eine Vagheit bei Laclau detektiert, die daraus resultiert, dass er innerhalb der Bedeutungsfixierung keinen Unterschied macht zwischen rein auf soziale Handlungsmuster bezogenen Sedimentierungen und jenen, die materielle Verstetigung als Teil des Diskurses umfassen – wie etwa das in der Aufzählung genannte Einkaufszentrum. Wenn also Opratko die Kritik vorträgt, dass „nicht deutlich [wird], warum unterschiedliche Praxen stärker sedimentieren als andere, sich also über längere Zeit in bestimmten Räumen etablieren[] [und] [a]uch [...] nicht geklärt [wird], in welcher Form diese sedimentierten Formen der 'Objektivität' bestimmte Praxen ermöglichen und andere verhindern“ (Opratko 2022, 146), so ist eine mögliche Antwort darauf die Einbeziehung *materiell*-diskursiver Praxen, welche unter Materialeinsatz Diskurse und darin eingelassene Machtverhältnisse auf eine Dauer zu verstätigen in der Lage sind, die nicht-materielle Materialität (i.e. die Vorstellung von konfliktiven sozialen Praxen allein; enthoben von ihrer materiellen Umgebung) nicht so einfach erlangen kann. Damit kommen wir zum Abschluss unserer Auseinandersetzung mit Laclau und Mouffe: Wir wollen mit Laclau zwar anerkennen, dass „Menschen ihren Prinzipien keine metaphysische Notwendigkeit verleihen können, die sie – angesichts ihrer eigenen Endlichkeit – selbst seinsmäßig nicht besitzen.“ (Laclau in Pessoa

u. a. 2001, 17) Gleichzeitig wollen wir jedoch nicht übersehen, dass jene diskursiven Praxen, welche Materialeinsatz umfassen – Material, dessen Lebensdauer die Lebenszeit von Menschen überschreitet – doch Transzendenz besitzen und eine schwache metaphysische Wirkung entfalten können. Sie sind zwar nicht rein metaphysisch, von göttlicher Ordnung, jedoch, wie unter Rückgriff auf Koselleck und Povinelli festzuhalten ist, enthebt der Materialeinsatz seine Objekte der biologischen Endlichkeit und überführt sie in die Zeitlichkeit des *Geos* – eine Zeitlichkeit, deren Langsamkeit und Dauer aus menschlicher Perspektive insofern transzendent ist, als sie den Erfahrungshorizont eines einzelnen Menschen, möglicherweise sogar mehrerer Generationen übersteigt und gleichzeitig untermauert (vgl. Koselleck 2018, 8–9; Povinelli 2023, 68f).⁶³ Eine wörtlich genommene Theorie der Reaktivierbarkeit des Sediments wird damit zwar zu einem Angriff auf diese Form der Transzendenz, der zumindest schwachen metaphysischen Wahrheit, im Zuge dessen zwar anerkannt werden kann, dass es Identitäten/Objekte/Bedeutungen gibt, die Generationen überdauern, gleichzeitig jedoch ein Bewusstsein geschaffen wird, dass dieser Fakt alleine nicht ausreicht, um jeder dieser Generationen die Fähigkeit zu entziehen, neue Bedeutungen aus den Alten zu schaffen. Diese Theorie entfacht allerdings nur dann vollumfänglich politische Wirkung, wenn sie ins geologische Reich der Materie ausgedehnt wird, oder umgedreht, wenn das Reich des geologischen Nicht-Seins gleichermaßen ontologisiert wird.

2.4 Zwischen-stand II: Der ontologische Status der Materie, auf instabilem Fundament

Mit diesem Abschnitt wurde die Grundintention verfolgt, den *Geos*, die Materie den gleichen diskursiven Kräften auszusetzen, denen auch die Gesellschaft unterliegt. Dabei haben wir im Durchgang durch Jane Bennetts Vorschlag der Belebung der Materie festgestellt, dass die Entgründung der Materie – welche bei Derrida dekonstruktiv als Immateriell-Werden, bei Pohl kontingenztheoretisch als Immaterialisierung und bei Lloyd Thomas architekturpolitisch als Ent-Materisierung firmiert – nicht empirisch, nicht naturwissenschaftlich erreicht werden kann, da wir so versucht hätten der Entgründung einen Grund zu legen, der selbst von der Entgründung verschont geblieben wäre. Wir hätten damit unser Ziel erreicht, um den Preis

⁶³ Hier zeigt sich der Kontrast zu Bennett, welche behauptet hatte, dass sich ein konstantes Werden des Materiellen „unterhalb der Schwelle menschlicher Wahrnehmung“ (Bennett 2020, 109) vollzieht. Die Schwelle der menschlichen Wahrnehmung wird zwar als Indikator beibehalten, jedoch wird nicht behauptet, dass sich unter ihr etwas konstant vollzieht, sondern dass sich nichts je unterhalb dieser Schwelle befinden könnte und jeder Aufenthalt dort nur durch einen Kaschierungsaufwand erlangt werden kann.

es aufgegeben zu haben. Darum wandten wir uns Elizabeth Povinelli zu, deren Konzept der Geontologie uns richtungsweisende Anhaltspunkte für eine nicht-essentialistische Auffassung der Materie bereitzuhalten vermochte, die zwar auf gewinnbringende Art die Ontologisierung der Materie ermöglichte und einen Referenzrahmen für ihre Einbeziehung in die diskursive Herstellung von Gesellschaft erlaubte, dabei aber auf unzufriedenstellende Weise das diesem Prozess unweigerlich innewohnende Konfliktpotential außer Acht ließ, welches wir im ersten Kapitel am Grund jeder Ontologie verortet hatten. Deshalb wandten wir uns in einem letzten Schritt dem Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe zu, mit dem wir nicht nur den Antagonismus am Grund der Gesellschaft in den Blick bekamen, sondern – gegenüber der kanonischen Laclau/Mouffe-Rezeption – überraschenderweise auch einiges zum ontologischen Status der Materie selbst entbergen konnten. Worin liegt nun der Wert einer Entgründung – der Entwicklung einer instabilen Auffassung – von Materie? Gehen wir mit der Grundprämisse postfundamentalistischer Theoriebildung davon aus, dass jede Identität, jede Bedeutungsfixierung prekär ist und jedes Sein heimgesucht wird von der Unmöglichkeit der vollständigen Selbstkonstitution. Und versuchen wir nun einen Moment lang bei einer Vorstellung von Materie zu verharren, mit der wir dieser Grundprämisse nicht folgen und stattdessen an einem passiven Materiebegriff bzw. einer stabilen Ontologie der Materie festhalten: Solange wir uns gegen diese Ausdehnung verwehren, eröffnet sich uns auf dem Schlachtfeld um Hegemonie die Möglichkeit die Nicht-Selbstidentität unseres Da-Seins zu transzendieren, indem wir unsere Ziele und Vorstellungen materiell festhalten, in Stein meißeln, in Beton oder Metall gießen, in Holz schnitzen. Materialeinsatz scheint uns eine Möglichkeit zu bieten, unsere gesellschaftliche Schwachstelle (die unter demokratischem Vorzeichen eine Stärke ist) auszukleiden und zu panzern gegen die Gespenster der unabschließbaren Befragung, und zwar durch die spezifische Seinsweise einer Materie, die ein Nicht-Sein wäre. Wir hätten ein Supplement für die unmögliche Überquerung des Abgrunds zwischen dem Ontischen und dem Ontologischen und damit einen Weg gefunden ihn zwar nicht selbst zu überqueren und ontologische Reinheit und Aktualisiertheit zu erreichen, jedoch zumindest unser politisches Projekt – genauer: jenen Aspekt unseres Projekts, den wir materiell festhalten konnten – übersetzen zu lassen und auszustatten mit einer Reinheit in Form eines Seins, das ein reines Nicht-Sein ist und damit ebenso der Sphäre des Politischen entzogen bliebe, wie das reine Sein. Kurz gesagt: Das Materielle wäre Gesellschaft, haltbar gemacht (vgl. Latour 1990). Wenn Lefebvre konstatiert, dass eine Revolution, die keinen neuen Raum erzeugt, nicht ihr volles Potential ausgeschöpft hat (vgl. Lefebvre 1991, 54), so müssen wir ebenso feststellen, dass eine instabile Ontologie, die Nicht-

Selbstidentität nicht auch auf die Materie ausdehnt, ein Schlupfloch offen lässt für jene Art der Bedeutungsfixierung, die anstatt von *Vorletzbarkeit* (aus)gezeichnet, versucht diese zu kaschieren hinter einem Schleier aus Beton, Gestein, Ziegel und Metall. Wir begegnen damit einer Fixierung, die das Potential aller kommenden Revolutionen oder Veränderungen von Vorn herein zu verbauen versucht, ohne dabei die *Rhetorik* des Autoritarismus in Anspruch nehmen zu müssen. Die für uns zentrale Erkenntnis ist dabei jene, dass die postfundamentalistische Auffassung von Gesellschaft als unmögliches Objekt – und davon ausgehend die Unmöglichkeit des Objekts an sich – unweigerlich auf unseren Begriff von Materie auszuweiten und damit sozusagen eine neomaterialistische Intervention im Postfundamentalismus zuzulassen ist. Allerdings, und hier ist eine postfundamentalistische Intervention im Neomaterialismus notwendig, handelt es sich bei dieser Ausdehnung nicht um einen ethischen Imperativ, der an uns appelliert zu erkennen, dass Materie „wie wir“ sei, und sie deshalb nicht ausgebeutet werden sollte. Bei der Entgründung der Materie handelt es sich um eine strategisch notwendige, politische Operation, deren Durchführung dazu beiträgt einer Form der Machtausübung entgegenzuwirken, die ihre hegemoniale Position mit Hilfe von Materialeinsatz erwirbt, einzementiert und so – sollten wir weiterhin einem Begriff der vollständigen, passiven und selbstidentischen Materie anhängen – durch die Überführung in eine nicht-menschliche, langsamere Zeitlichkeit den Status einer schwachen metaphysischen Wahrheit erwirbt, wodurch sie Teile ihres Projektes effektiv der Politisierbarkeit entziehen kann. Wie ich hoffe mit der produktiven Gegenüberstellung von ausgewählten Vertreterinnen des Neomaterialismus – namentlich Bennett und Povinelli – mit zentralen Vertreter*innen des Postfundamentalismus – namentlich Laclau und Mouffe – gezeigt zu haben, ist es dieser Mechanismus, dem die Entgründung der Materie einen Stein in den Weg legt. Parallel zu dem im ersten Zwischen-stand hervorgehobenen chiasmatischen Verhältnis zwischen dem Politischen und dem Sozialen, eignet sich die beidseitige Entzugsfigur des Chiasmus (vgl. Flatscher 2024) zur Beschreibung des Verhältnisses von Materie und Gesellschaft. Eine Entgründung der Materie wird daher sowohl auf eine ontologische ‚Immaterialisierung‘ der Materie, welche ihre konstitutive Unkontrollierbarkeit und Nicht-Selbstidentität ins Bild rückt, als auch auf eine ‚Ent-Materisierung‘, die auf die ontischen Praxen des Materialeinsatzes und dessen politische Aspekte verweisen, insistieren müssen. Materie, so ließe sich unter der Prämisse des Blickkontaktes zwischen Postfundamentalismus und Neomaterialismus zusammenfassen, wäre demnach nicht bloß wie wir, allerdings wäre sie gleichsam grundlos gegründet wie-, und hätte Anteil an jedem ‚Wir‘.

3. Fazit und eröffnende Schlußbemerkungen

Mit dieser Arbeit habe ich die Absicht verfolgt eine produktive Verschränkung von postfundamentalistischem und neomaterialistischem Denken durchzuführen. Damit knüpfe ich an das Forschungsdesiderat an, wonach die Begrenztheit des neomaterialistischen Denkens des Politischen durch Einbeziehung postfundamentalistischer Ansätze ebenso bearbeitbar wäre (vgl. Hoppe 2017; Hoppe und Lemke 2021), wie umgekehrt ein mangelndes Verständnis von Materialität seitens postfundamentalistischer Ansätze (vgl. McNay 2014) durch die Berücksichtigung neomaterialistischer Positionen. Das in dieser Arbeit verfolgte Forschungsprogramm bestand im Weiteren aus einer wechselseitigen Befragung der den jeweiligen Denkrichtungen zugrundeliegenden politische Ontologien und deren Auswirkungen auf das Denken von Materialität, zum Zweck der Überwindung einer von mir konstatierten hylemorphischen Arbeitsteilung zwischen den behandelten Ansätzen. Hierzu wurden im ersten Abschnitt die heideggerianischen Wurzeln sowohl des Postfundamentalismus, als auch des Neomaterialismus aufgespürt, und mit Hilfe von Oliver Marchart und Bruno Latour ausgewiesen, inwiefern sie jeweils mit klassisch metaphysischen Seinskonzeptionen brechen. Im nächsten Schritt wurde die Ausdifferenzierung nunmehr instabiler Ontologien im Plural in jene des Mangels und jene des Überflusses rekonstruiert, um die Unterschiede zwischen den sich hinter diesen beiden Labels versammelnden Ontologien zwar deutlich zu machen, jedoch mit Hilfe Oliver Marcharts und Ernesto Laclaus auf ontologischer Ebene das Verbindende über das Trennende zu stellen und stattdessen im Bereich des Ontischen nach den unterschiedlich gelagerten Konsequenzen der jeweiligen Entwürfe zu fragen. Dies führt direkt zum dritten Schritt, im welchem vertieft auf das eingegangen wurde, was die in den ersten beiden Kapiteln vorgestellten ontologischen Neukonzeptionen erst instabilisiert: ihre Heimsuchungen aus dem Diesseits, das heißt, die Verunreinigungen des reinen Seins durch Politik, durch das Soziale, das Ontische. Zwei Séancen – zur Beschwörung der einst von Jacques Derrida und Henri Lefebvre gerufenen Gespenster – leiteten in diesem Kapitel, unter Einbeziehung der Architekturtheoretiker*innen Nikolai Roskamm, Gabu Heindl und Katie Lloyd Thomas zu einem entgründeten Verständnis von Materie im Allgemeinen und Beton im Besonderen. Der Dreischritt dieses ersten Abschnitts führt zu einem Verständnis des *Vorletzbarkeit* von Gründen, welches dezidiert hantologisch gewendet die Materialität jeglichen vorletzten Grundes in Szene setzt.

Um Materialität als Materialität in den Blick zu bekommen, so die Erkenntnis aus dem ersten Abschnitt dieser Arbeit, ist also ein theoretischer Rahmen, bestehend aus einem chiasmatischen oder zirkulären Verständnis von Ontologie und Ontischem, erforderlich. Im zweiten Teil erfolgte daher die Prüfung dreier bedeutsamer Positionen aus den jeweiligen Theorieströmungen, namentlich jene von Bennett, Povinelli und Laclau, inwieweit mit ihnen dieser Erkenntnis Rechnung zu tragen ist. Die genannten Positionen wurden dabei hinsichtlich ihrer Tauglichkeit durchleuchtet, in Anbetracht gegenwärtiger klimatisch-demokratischen Herausforderungen und Krisenerscheinungen ein tragfähiges Konzept der Politisierung von Materie vorzulegen. Wenig überraschend scheint keine der Positionen für sich stehend einer solchen Aufgabe gewachsen, jedoch kann gerade durch die produktive Gegenüberstellung und Supplementierung der jeweiligen Autor*innen eine Konzeption des Denkens von Materie entworfen werden, die – auf instabilem Fundament aufruhend – richtungsweisend für aktuelle Debatten und Kämpfe erscheint. Um die Einsichten der vorangegangenen Abschnitte in Richtung dieser Debatten und Kämpfe auszudeuten, möchte ich nach diesem kurzen Fazit mit zwei Folgeabschätzungen des Denkens der *Vorletzbarkeit* schließen.

3.1 The floor is not the ground; the floor is lava

Ich hatte diese Arbeit eingeleitet mit der Bemerkung, dass eine hylemorphische Arbeitsteilung zwischen der Postfundamentalismus und Neomaterialismus besteht, wonach sich die eine Seite um eine Schwächung der Form bemüht, während die andere eine Stärkung der Materie anstrebt. Im Zuge dessen brachte ich den Baustoff Beton als mögliches Trägermaterial einer Überwindung dieser Arbeitsteilung ins Spiel, um anhand seiner Materialität sowohl die Vorzüge des konfliktaffin-politischen Denkens des Postfundamentalismus, als auch die wertvollen Erkenntnisse des neomaterialistischen Denkens der Materie zusammenführen zu können. Hierfür habe ich den Begriff der *Vorletzbarkeit* eingeführt, der dazu dienen soll das Denken des vorletzten Grundes explizit um die Reflexion der Materialität von Hegemonien zu erweitern, als auch die Rede von der Verletzbarkeit – als verkörperte, materialisierte Fähigkeit – zu hantologisieren damit auch die Materie der Nicht-Selbstidentität preiszugeben. Wenn wir nicht bereits damit beginnen die Materie als nicht selbstidentisch, als ihrer Abwesenheit zugewandt, zu denken, dann erzeugen wir eine für ein Projekt der Demokratisierung des öffentlichen Raums eine uns nicht gerade zuträgliche Affinität zwischen der als passiv imaginierten Materie und den Projekten der dauerhaften Kapitalbesetzung, gegen die sich eine Demokratisierung richten wird. Wir verspielten dadurch leichtfertig einen Möglichkeitsraum

für die politische Sinngebung, die in der Leerstelle der entgründeten Materie vollzogen werden kann. Wenn wir nicht damit beginnen Materialien wie Beton und Asphalt, die zu einem großen Teil den gebauten öffentlichen Raum ausmachen, selbst als radikal kontingent zu denken, wird es für uns schwierig werden ein Projekt der radikaldemokratischen Befragung des öffentlichen Raums außerhalb der Brachen, Restflächen, Sackgassen und Winkel zu verorten und auf die gesamte Stadt, auf die gesamte Gesellschaft auszuweiten. Wenn nicht *die Straße* von einem ontologischen Mangel gekennzeichnet ist und daher alles bereits Befestigte verflüssigbar erscheint, warum sollte dann gerade *diese Straße*, als konkreter Streitgegenstand, anders behandelt werden, als alle anderen – d.h. überhaupt behandelt werden? Die Ontologisierung des öffentlichen Raums muss tatsächlich den gesamten öffentlichen Raum umfassen und nicht nur seine Restbestände, aus denen heraus im Nachgang extrapoliert werden kann. Somit ist die ontologische Leere, die uns diese Hinterfragung erlaubt, aus meiner Sicht strategisch klüger in den diesen Raum herstellenden Materialien und deren sozialen Verwendungspraxen zu behaupten. Dies erlaubt nicht nur alle in der Vergangenheit durch Materialeinsatz befestigten öffentliche Räume und Infrastrukturen zu ontologisieren, sondern auch jene, die noch gar nicht erbaut sind, jedoch durch den kommenden Materialeinsatz das Versprechen der Befestigung, d.h. der Stabilisierung oder Hypostasierung eines spezifischen Machtverhältnisses erlauben über sehr lange Zeit festzuhalten. Ohne ein „vor-handenes gelobtes Land“ (Laclau 1996, 74) in Aussicht zu stellen, wie etwa einen Strand, der angeblich unter den Pflastersteinen auf uns warte, oder eine Natur, zu der wir vermeintlich zurückkehren könnten, um das Soziale zu befrieden, hätten wir doch das Land, den Boden auf dem wir stehen, transformiert, metaphysisch entsiegelt und der Demokratisierung geöffnet – einer Demokratisierung, die durchaus auch physische Entsiegelung von Asphalt- und Betonflächen umfassen wird, aber sich nicht darauf beschränkt, da sie ansonsten einen zu großen Bereich der Kampfzone außer Acht lassen würde.

George Papam Papamattheakis (2018) stellt uns eine für dieses Unterfangen hilfreiche sprachliche Differenzierung zur Verfügung: Die Unterscheidung zwischen ‚*floor*‘ und ‚*ground*‘, zwischen Boden und Grund. Die etymologischen Wurzeln des englischen ‚*floor*‘, mit welchem die untere horizontale Oberfläche eines Raumes bezeichnet wird, brächten demnach eine Bedeutung mit sich, die etwas Flaches, sich horizontal Ausbreitendes beschreibt. ‚*Ground*‘ dagegen, vom altenglischen ‚*grundus*‘, würde ‚*deep place*‘ bedeuten und Bedeutungsfärbungen vom Fundament bis hin zum Abgrund umfassen. Papamattheakis stellt

dabei eine zeitgemäße Unfähigkeit fest, die beiden Begriffe und ihre (räumliche) Bedeutung auseinander zu halten:

Der Unterschied zwischen den beiden hat eine beinahe räumliche Manifestation: beide stehen auf der Oberfläche, doch ‚floor‘ breitet sich aus, während ‚ground‘ in die Tiefe gräbt; schlussendlich ist der Boden [floor] sichtbar und der Grund [ground] bleibt verschüttet. Die ‚Unsichtbarkeit‘ natürlichen Grundes ist wohl die Quelle dieser vorkommenden Vermischung [...]. (Papamattheakis 2018, 15)

Dabei ist es wichtig zu betonen, dass die Unterscheidung zwischen ‚floor‘ und ‚ground‘ nicht mit einer Unterscheidung von ‚künstlich‘ und ‚natürlich‘ korrespondiert, hätten wir damit doch nur die Kultur-Natur-Dichotomie reproduziert. Vielmehr handelt es sich hier um zwei unterschiedliche Logiken, die ungeachtet ihrer Herkunft auf unterschiedlichen Erdoberflächen Wirkung entfalten. Die Logik des ‚floors‘ umfasst dabei materialisierte Verkehrsinfrastrukturen wie Straßen ebenso wie landwirtschaftlich genutzte Flächen wie Felder oder Wälder. Und die Logik des ‚ground‘ ist eine Logik der Unterbrechung des ‚floor‘; ist ein Ausbrechen der Widerspenstigkeit aus einer verborgenen Sphäre im Abgrund der Gesellschaft oder der Materie, die die Bedeutungsfixierung der befestigten Oberfläche attackiert. Es zeigt sich ein Widerstreit zwischen ‚floor‘ und ‚ground‘:

Wenn der Grund ausbricht, verursacht er hauptsächlich einen vorübergehenden Zusammenbruch des Systems des Bodens. Naturkatastrophen und grobe Unglücke – [...] legale oder illegale Besetzungen wie Gemüsemärkte auf Straßen im Zuge derer Verkäufer*innen den Verkehr ersetzen, aber auch Demonstrationen, Streiks, [...] – sind relevante Beispiele. Das Aneinanderreihen von Körpern oder Fahrzeugen, um Straßen zu blockieren ist eine übliche Demonstrationsform. Räume der reinen, ungestörten Zirkulation werden umgenutzt, um unterschiedliche Funktionen beherbergen zu können, [...] [erzeugen dabei] Stillstand und Reibung; der Boden kollabiert dann, gänzlich oder zum Teil, da sich seinem Protokoll widersetzt wird. Der Grund macht sich die Systeme, Strukturen, Schwächen und Narrative des Bodens zunutze. (Papamattheakis 2018, 18)

Die titelgebende Conclusio Papamattheakis‘ – ‚*the floor is not the ground*‘ oder ‚der Boden ist nicht der Grund‘ – erweist sich als Variante des Denkens des *vorletzten* Grundes. Der ‚floor‘ ist dabei immer etwas Errichtetes, Aufgesetztes, ein nicht an einen letzten Grund heranreichendes Fundament; seine Logik ist die allumfassende horizontale Ausbreitung, um den Blick auf den unerreichbaren letzten Grund zu verhängen, zu kaschieren und um zu suggerieren ihn ersetzt zu haben. Mit seiner Differenzierung erteilt Papamattheakis einem nicht-kontingenzbewussten Denken des Untergrundes eine Absage und verweist ganz im Sinne eines hegemonietheoretischen, „ironischen Materialismus“ (Marchart 2008, 10) auf das Hereinbrechen der Kontingenzerfahrung in die Sphäre des glatten ‚floor‘, der sogleich der

Ausbreitung jener Kontingenzerfahrung Vorschub leistet, die er zu unterbinden vorgesehen und erschaffen worden war. Was ist nun der ‚*floor*‘, wenn er nicht der ‚*ground*‘ sein kann? Wie bereits mit Marchart ausgeführt, erfordert das hier begangene „Spiel der ontologischen Differenz [...] einen profanen Spieleinsatz.“ (Marchart 2010, 253) Der ‚*floor*‘ fungiert als ‚*ground*‘, auch wenn er es nicht *ist*. Sein Erscheinen als Grund ist eine repräsentative Funktion, welche hegemonial abgesichert werden muss. Daher lässt sich dem ‚*floor*‘ eine Zustandsbeschreibung hinterherschicken, welche auf der Grundlage einer nicht-selbstidentischen Materie behauptet werden kann. Nicht zuletzt sprechen wir, wenn wir vom ‚*floor*‘ sprechen, wie gesagt auch vom Gegenstand unserer beabsichtigten Subvertierung und Demokratisierung - der Straße, der Beton- und Asphaltfläche zwischen den Häusern. Es wird sich also um eine Zustandsbeschreibung handeln müssen, der die spezifische Materialität dieses ‚*floors*‘ einfängt; wie seinen Status als gelegt, befestigt, doch veränderbar, verflüssigbar. Ich schlage daher eine Formulierung vor, der die spektrale, hantologische Materialität des Beton- und Asphalt*floors* ins Bild setzt und dabei auf einen Grundsatz zurückgreift, der vielen seit dem Kindesalter in Form eines Spiels zugänglich war, doch vergessen wurde. Eine Erfahrung, die nun aufgrund der Klimakrise in abgewandelter, weniger spielerischer Bedeutung im Alltag wiederkehrt (vgl. Zafra 2023) und die bedrohliche Veränderung, der Verlust der Festigkeit im seienden Material ebenso einzufangen vermag, wie die immer schon bestehende hantologische Heimsuchung der Materie: *The floor is not the ground – the floor is lava.*

3.2 Das Schwinden der Festigkeitsfestigkeit und seine politischen Einsatzpunkte

Wir hatten diese Untersuchung begonnen mit einer Rückkehr zur Rückkehr, die jede Rückkehr verunmöglichte. Zurück zum Beton – der Titel dieses Unterfangens – handelt von der konflikthaften Auseinandersetzung um das Sein des Materials, ja, der Materie im Allgemeinen, in Anbetracht der Unmöglichkeit dieses Sein letztgültig zu fixieren. Es macht eben einen Unterschied, *wie* repräsentiert wird und der Möglichkeitshorizont unseres politischen Denkens bemisst sich dabei sozusagen am Einzugsbereich unseres ontologischen Sehvermögens. Eine Blindstelle im Bereich der Materie würde dabei klarerweise einen beträchtlichen Teil dessen, worum mehr gesellschaftliche Konflikte entbrennen als je zuvor, aus den Augen verloren haben. Die Auswirkungen einer solchen Blindstelle wären gegenwärtig massiv: David Harvey eröffnete im Jahr 2016 einen an der Harvard Universität

gehaltenen Vortrag mit einer Quantifizierung der Zementmengen, die für die Herstellung von Beton in Anspruch genommen werden:

Zwischen 1900 und 1999 verbrauchten die Vereinigten Staaten einer US Geological Survey nach 4.500 Millionen Tonnen Zement. Zwischen 2011 und 2013 verbrauchte China 6.500 Millionen Tonnen Zement. China verbrauchte also in drei Jahren beinahe 45 Prozent mehr Zement, als die Vereinigten Staaten im gesamten vorangegangenen Jahrhundert verbraucht hatten. Dieses Ausmaß der Ausbreitung von Zement ist beispiellos. (Harvey 2016, 9)

Harvey zeigt in weiterer Folge auf, welche bedeutende Rolle die Bautätigkeit für die Rettung bzw. die Pazifizierung der Chinesischen Volkswirtschaft spielt: Anstatt nach der Finanzkrise 2008 einige Millionen Menschen in die Arbeitslosigkeit gleiten zu lassen, wurden sie durch den verordneten Bauboom vom Markt absorbiert. Parallel dazu absorbierte der vergossene Beton das Potential für soziale Unruhen, die durch die Massenarbeitslosigkeit gedroht hätte. Zement, Beton, Asphalt – das sind die Materialien, die zunehmend eine Rolle in der politischen Machtausübung einnehmen, sei es in Form von Infrastrukturprojekten wie Straßen, Brücken, Dämmen oder Mauern, oder etwa im Wohnbau. Während einerseits die gesellschaftliche Natur dieser Materialien unbestritten ist, zeigt sich andererseits – mit Feststellungen wie jener Harveys – immer stärker die materielle Natur der Gesellschaft in ihrem gegenwärtigen Zustand, und ihre Prekarität im Angesicht der Klimakrise. Die Vorstellungswelt eines gegenhegemonialen Projekts, das zur Zeit des *climate emergency* seinem Namen gerecht werden will, wird deshalb nicht ohne eine Theorie der Materie auskommen, die es erlaubt das politische Handlungsfeld auszudehnen auf die Hinterfragung der Behandlung all jener materiellen Setzungen und Infrastrukturprojekte, die im Glauben vorgenommen wurden und werden einen Untergrund zu befestigen, der nun aufgrund der unaufhörlichen Expansion dieser Befestigung im Schwanken begriffen ist. Ein derartiges gegenhegemoniales Projekt wird darin gut beraten sein einen produktiven Umgang mit jenen Kräften zu finden, die unter liberaler Hegemonie ausgeschlossen und verbannt sind ins Reich des Nicht-Seins und sich doch immer stärker zu Wort melden: Nicht-lebendige und nicht-menschliche Entitäten, sowie alle, die sich in Relation zu ihnen politisch subjektivieren.

Mit Ernesto Laclau und Oliver Marchart hatten wir festgestellt, dass politisches Potential sedimentiert und sozusagen geologisch wird – es wechselt in eine nicht-menschliche Zeitlichkeit, verschwindet aber nicht. Es ist dieser Restbestand des Politischen, der in seiner geologischen Form die Materie daran hindert zu vollkommener Selbstidentität zu finden und sie für politische Reaktivierung oder Reartikulation empfänglich macht. Anstatt sie als

selbstgenügsam und passiv zu zeichnen und so den materialisierten Status Quo zu festigen, wollen wir den Begriff der Materie der Passivität und damit dem Status Quo entreißen und ihn, mit Povinelli gesprochen, versuchen mit gegenhegemonialen Projekten zu vernähen und als möglichen Katalysator politischer Proteste zu erkennen, ja letztere womöglich aus ersterer entwickeln.⁶⁴ In den einleitenden Worten zu dieser Arbeit hatte ich – in Anlehnung an Claude Lefort – von der Auflösung der materiellen Grundlagen der Gewissheit gesprochen; einer Zeitdiagnose, die auf dem empirischen Wetterereignissen und Naturkatastrophen beruht, die sich als Ausdruck der Klimakrise häufen und gleichzeitig, durch Entwicklungen wie der Attributionsforschung und den Anstrengungen der Klimabewegung immer stärker der Domäne der Natur entzogen und der Domäne der Politik zugeführt werden. Dieser Zeitdiagnose habe ich versucht eine theoretische Reaktion beizustellen, mit der auch die Auflösung der Grundlage jener Gewissheit vollzogen wäre, wonach die Materie, als nicht-lebendige Masse, frei und unbeeinflusst sei von gesellschaftlichen Kräften und diesen lediglich als Ressource zur Verfügung stünde. Diese Entgründung der Materie erweist sich – angereichert mit einem Bewusstsein für die chiasmatische Relation zwischen Sein und Seiendem und den darin wirksamen beidseitigen Entzug – nicht nur als ‚Immateriell-Werden‘ der Materie, d.h. als Ent-Substanzialisierung auf ontologischer Ebene, die eine Befragung des Seins erlaubt, sondern gleichermaßen als ‚Ent-Materisierung‘, die eine re-ontifizierte Betrachtung von Materialien im Plural und den Umgang mit ihnen als politische Alltagspraxis zu fassen erlaubt, um von dort aus befestigte *vorletzbare* Gründungen in den Blick zu bekommen. Auf dem Spiel steht dabei also ein prononciertes Denken der Materialität *nach* einem Durchgang durch die ontologische Operation der Immaterialisierung innerhalb eines zirkulären Zusammenhangs. Analog zum modernen Verlust der Gewissheitsgewissheit (vgl. Marchart 2010, 17) und dem damit einsetzenden Bewusstsein für Kontingenz und Alternativen, haben wir also angesetzt zu einer Hinterfragung der *Festigkeitsfestigkeit* von Materie, um gleichermaßen die an sie gebundenen Alternativlosigkeitsnarrative aus den Angeln heben zu können und doch eine realistische Auffassung der Beharrlichkeit von befestigten oder materialisierten Institutionen bzw. Gründungen beizubehalten, ja womöglich eine solche erst zu gewinnen. Wie gesagt, haben wir dabei nicht entgegen physikalischer Grundlagen behauptet, dass nun durch ein paar magische Worte, die in dieser Arbeit aneinandergereiht werden, Beton plötzlich seinen Aggregatzustand ändern würde und davonfließt. Aber eben so wenig handelt es sich im Vorschlag der Verflüssigung des Betons

⁶⁴ Ein Beispiel aus der politischen Protestpraxis findet sich etwa bei Bosworth (2022).

um eine reine Metapher. Es geht hier mit Luhmann sozusagen um die Festigkeit zweiter Ordnung, also die Beobachtung von Festigkeit in Form der *Praxis* ihrer politischen Validierung oder Widerlegung, die damit in den Blick gerät und anfechtbar wird. Hinsichtlich des Bestandes an gebauter Umwelt bzw. den sedimentierten Architekturen, die das Terrain bilden, mit dem es strategisch umzugehen gilt, wäre damit die *determinierende* Kraft dieses Faktischen hinterfragt, ohne seine determinierende *Kraft* aufzugeben, die sich als durch die Gesellschaft bedingtes Bedingendes herausstellt. Das Vergießen von Beton bleibt also – auch im Angesicht der Klimakrise – politisch durchaus sinnvoll. Sinnvoll insofern, als politische Gegner, ja, jede Form der Gefahr der Ablöse eines Machtblocks (auch z.B. durch allzu stark aufbegehrende zivilgesellschaftliche Akteure) damit hintangehalten oder ganz abgewehrt werden kann. Ein realistischer Blick auf die Materie sieht sie von Anfang an in einem politischen Licht. Darum haben wir ein Bewusstsein für die im Material enthaltene Kontingenz erarbeitet: Die Lebensdauer von materieller Infrastruktur – insbesondere jener aus Beton und Asphalt – überschreitet die Lebenszeit einer Generation und entfaltet eine schwache metaphysische Wirkung. Anders gesagt: Durch das Schaffen von gebauten Tatsachen wird oftmals versucht die Kontingenz gesellschaftlicher Verhältnisse *ab-zu-bauen* und sie ruhig zu stellen. Das Male-Breadwinner-Modell der 1960er Jahre etwa wirkt aufgrund seiner verkehrsplanerischen Materialisierung als asphaltierte und betonierte Straßenraumgestaltung heute noch in der Alltagserfahrung des urbanen Lebens nach, lange nachdem es gesellschaftlich ausgedient hat. Die Lebenden und ihr Handeln können „auf verschiedene Weise den Tod überdauern“ (Llanque und Sarkowsky 2023, 21), das gilt auch für Hegemonien. Als polit-strategische Konsequenz aus diesem Denken folgt zum einen das Obsolet-Werden jeglicher ‚Zurück zur Natur‘-Forderung und der damit verbundenen Vorstellung einer ursprünglichen Einheit aus Gesellschaft und Natur, welche vermeintlich unterbrochen ist und deren Wiederherstellung teleologischer Endpunkt von Politik sein soll. Stattdessen weist uns die Bewegung zurück zum Beton den Weg in ein urbanes Konfliktfeld um die Herstellung und (Um-)Nutzung von gebauter Infrastruktur, letztlich aller gelegten Fundamente, die immer schon auf „modifiziertem Grund“ (Hornek und Unterpertinger 2022) aufruhren. Die Forderung der Veränderung, nein, die bloße Idee der Veränderbarkeit von öffentlichem Raum und darüber hinaus führt bei den Kräften des Status Quo bereits zur Schnappatmung (vgl. etwa Baker, Weedon, und ABC News 2023). Der gesellschaftliche Umgang mit dem öffentlichen Raum spiegelt zu einem guten Teil das hegemoniale Denken von Politik wider. Die Erzählung des berühmten Thatcher’schen Grundsatzes ‚*There is no alternative*‘ muss, um volle, ontologische Wirksamkeit zu entfalten, vor allem für den

öffentlichen Raum als Inbegriff eines demokratischen Raums, ebenso wie für die Materialien, die ihn konstituieren, gelten. Die Stadt würde damit eine Institution der Alternativlosigkeit. Eine ontologische Betrachtung der Materie als passiv und selbstgenügsam unterstützt diese Erzählung. Lassen wir sie zugunsten einer Demokratisierung des öffentlichen Raums und seiner Auffassung als Institution des Politischen hinter uns.

Bibliographie

- Appleyard, Donald. 1980. „Livable Streets: Protected Neighborhoods?“ *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 451: 106–17.
- Armstrong McKay, David I., Arie Staal, Jesse F. Abrams, Ricarda Winkelmann, Boris Sakschewski, Sina Loriani, Ingo Fetzer, u. a. 2022. „Exceeding 1.5°C Global Warming Could Trigger Multiple Climate Tipping Points“. *Science* 377(6611): 1–10. doi:10.1126/science.abn7950.
- Badiou, Alain. 2000. „Of Life as a Name of Being, or, Deleuze’s Vitalist Ontology“. *Pli* 10: 191–99.
- Baker, Nick, Alan Weedon, und ABC News. 2023. „What is the ‚15-minute city‘ conspiracy theory?“ *ABC News*. <https://www.abc.net.au/news/2023-02-27/the-15-minute-city-conspiracy/102015446> (1. August 2023).
- Barad, Karen. 2003. „Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter“. *Signs* 28(3): 801–31. doi:10.1086/345321.
- Barad, Karen. 2007. *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke UP. doi:10.1515/9780822388128.
- Barthes, Roland. 2012. *Mythen des Alltags*. Berlin: Suhrkamp.
- Bennett, Jane. 2004. „The Force of Things: Steps toward an Ecology of Matter“. *Political theory* 32(3): 347–72. doi:10.1177/0090591703260853.
- Bennett, Jane. 2005. „In Parliament with Things“. In *Radical Democracy: Politics Between Abundance and Lack*, Reappraising the political, hrsg. Lars Tønder und Thomassen Lasse. Manchester: Manchester UP, 133–48.
- Bennett, Jane. 2020. *Lebhaftes Materie: Eine politische Ökologie der Dinge*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Bosworth, Kai. 2022. *Pipeline Populism: Grassroots Environmentalism in the Twenty-First Century*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Braun, Bruce. 2011. „Book Review Forum: Vibrant Matter: A Political Ecology of Things“. *Dialogues in Human Geography* 1(3): 390–93. doi:10.1177/2043820611421562.
- Braun, Bruce, und Sarah J. Whatmore, hrsg. 2010a. *Political Matter: Technoscience, Democracy, and Public Life*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Braun, Bruce, und Sarah J. Whatmore. 2010b. „The Stuff of Politics: An Introduction“. In *Political Matter: Technoscience, Democracy, and Public Life*, hrsg. Bruce Braun und Sarah J. Whatmore. Minneapolis: University of Minnesota Press, ix–xl.
- Brovkin, Victor, Edward Brook, John W. Williams, Sebastian Bathiany, Timothy M. Lenton, Michael Barton, Robert M. DeConto, u. a. 2021. „Past Abrupt Changes, Tipping

- Points and Cascading Impacts in the Earth System“. *Nature Geoscience* 14(8): 550–58. doi:10.1038/s41561-021-00790-5.
- Butler, Judith. 1993. *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of „Sex“*. New York: Routledge.
- Butler, Judith. 1994. „Contingent Foundations: Feminism and the Question of ‚Postmodernism‘“. In *The Postmodern Turn: New Perspectives on Social Theory*, hrsg. Steven Seidman. Cambridge: Cambridge UP, 153–70. doi:10.1017/CBO9780511570940.
- Butler, Judith. 2016. „Rethinking Vulnerability and Resistance“. In *Vulnerability in Resistance*, hrsg. Judith Butler, Zeynep Gambetti, und Leticia Sabsay. Durham: Duke UP, 12–27. <https://doi.org/10.1515/9780822373490>.
- Charbonnier, Pierre. 2022. *Überfluss und Freiheit: eine ökologische Geschichte der politischen Ideen*. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Cho, Renee. 2021. „Attribution Science: Linking Climate Change to Extreme Weather“. *State of the Planet*. <https://news.climate.columbia.edu/2021/10/04/attribution-science-linking-climate-change-to-extreme-weather/> (11. Mai 2023).
- Coleman, Nathaniel. 2020. *Materials and Meaning in Architecture: Essays on the Bodily Experience of Buildings*. New York: Bloomsbury.
- Coole, Diana. 2014a. „New Materialism: The Ontology and Politics of Materialisation“. In *Power of Material/Politics of Materiality*, hrsg. Susanne Witzgall und Kerstin Stakemeier. Zürich/Berlin: Diaphanes, 27–42.
- Coole, Diana. 2014b. „„We Need a Much Better Appreciation of the Material Structures...“: In Conversation with Diana Coole“. In *Power of Material/Politics of Materiality*, hrsg. Susanne Witzgall und Kerstin Stakemeier. Zürich/Berlin: Diaphanes.
- Crook, Stephen. 1991. *Modernist Radicalism and Its Aftermath: Foundationalism and Anti-Foundationalism in Radical Social Theory*. London/New York: Routledge.
- Crouch, Colin. 2008. *Postdemokratie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles. 1993. *Unterhandlungen 1972-1990*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles. 1997. „Immanence: A Life...“ *Theory, Culture & Society* 14(2): 3–7. doi:10.1177/026327697014002002.
- Deleuze, Gilles. 2001. *Difference and Repetition*. London/New York: Continuum.
- Demirovic, Alex. 2019. „Materialismus und Konstruktivismus - ein Gegensatz?“ In *Radikale Demokratietheorie: Ein Handbuch*, hrsg. Dagma Comtesse, Oliver Flügel-Martinsen, Franziska Martinsen, und Martin Nonhoff. Berlin: Suhrkamp, 777–92.
- Derrida, Jacques. 2022. *Marx' Gespenster: der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Didi-Huberman, Georges. 2015. „The Order of Material: Plasticities, Malaises, Survivals“. In *Materiality, Documents of contemporary art*, hrsg. Petra Lange-Berndt. London/Cambridge: Whitechapel Gallery/MIT Press, 42–53.
- Diederichsen, Diedrich. „Veröffentlichungen von Diedrich Diederichsen“. <https://diedrich-diederichsen.de/publications.htm#anno2001> (30. November 2023).
- Flatscher, Matthias. 2013. „(V)Ergangene Geistergespräche. Bemerkungen zu Heideggers performativem Stil im Feldweggespräch Anchibasis“. In *Die Stile Martin Heideggers*, hrsg. Patrick Baur, Bernd Bösel, und Dieter Mersch. Freiburg/München: Karl Alber, 128–56. doi:10.5771/9783495998519.
- Flatscher, Matthias. 2014. „Pluralisierungen des Anspruchs. Levinas’ und Butlers Kritik am dyadischen Verständnis von Alterität“. In *Bedingungslos? Zum Gewaltpotenzial unbedingter Ansprüche im Kontext politischer Theorie*, hrsg. Burkhard Liebsch und Michael Staudigl. Baden-Baden: Nomos, 73–98. doi:10.5771/9783845259703_73.
- Flatscher, Matthias. 2024. „Phenomenology and Post-Foundationalism“. In *The Routledge Handbook of Political Phenomenology*, hrsg. Nils Baratella, Steffen Herrmann, Sophie Loidolt, Tobias Matzner, und Gerhard Thonhauser. London/New York: Routledge.
- Flatscher, Matthias, und Sergej Seitz. 2018. „Latour, Foucault und das Postfaktische: Zur Rolle und Funktion von Kritik im Zeitalter der ‚Wahrheitskrise‘“. *Le foucaldien* 4(1): 1–30. doi:10.16995/lefou.46.
- Forty, Adrian. 2016. *Concrete and Culture: A Material History*. London: Reaktion.
- Glasze, Georg, und Annika Mattissek. 2021a. „Diskursforschung in der Humangeografie: Konzeptionelle Grundlagen und empirische Operationalisierungen“. In *Handbuch Diskurs und Raum: Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*, Sozial- und Kulturgeographie, hrsg. Georg Glasze und Annika Mattissek. Bielefeld: transcript, 13–62.
- Glasze, Georg, und Annika Mattissek, hrsg. 2021b. *Handbuch Diskurs und Raum: Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflag. Bielefeld: transcript.
- Gramsci, Antonio. 1991. *Gefängnishefte: Kritische Gesamtausgabe*. Hamburg: Argument.
- Haraway, Donna. 1991. *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*. London: Free Association.
- Harvey, David. 2016. *Abstract from the Concrete*. Berlin: Sternberg.
- Heidegger, Martin. 1927. *Sein und Zeit*. 11. Auflage. Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, Martin. 1949. *Bremer und Freiburger Vorträge*. hrsg. Petra Jaeger. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Heidegger, Martin. 1975. *Die Grundprobleme der Phänomenologie*. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann. doi:10.5771/9783465134190.

- Heidegger, Martin. 1994. *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis)*. hrsg. Friedrich-Wilhelm von Herrmann. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Heindl, Gabu. 2020. *Stadtkonflikte: Radikale Demokratie in Architektur und Stadtplanung*. Wien/Berlin: mandelbaum.
- Herrmann, Steffen, und Matthias Flatscher. 2020a. „Institutionen des Politischen. Ein Problemaufriss aus radikaldemokratischer Perspektive“. In *Institutionen des Politischen: Perspektiven der radikalen Demokratietheorie*, hrsg. Steffen Herrmann und Matthias Flatscher. Baden-Baden: Nomos, 7–26.
- Herrmann, Steffen, und Matthias Flatscher, hrsg. 2020b. *Institutionen des Politischen: Perspektiven der radikalen Demokratietheorie*. Baden-Baden: Nomos.
- Hoppe, Katharina. 2017. „Politik der Antwort: Zum Verhältnis von Politik und Ethik in Neuen Materialismen“. *Behemoth. A Journal on Civilisation* 10(1): 10–28. doi:10.6094/BEHEMOTH.2017.10.1.942.
- Hoppe, Katharina, und Thomas Lemke. 2021. *Neue Materialismen zur Einführung*. 2., unveränderte Auflage. Hamburg: Junius.
- Hornek, Katrin, und Judith Unterpertinger. 2022. *Modified Grounds: Bodies of Data*. Wien: self-published.
- IPCC. 2007. *What are Climate Change Detection and Attribution? - AR4 WGI Chapter 9: Understanding and Attributing Climate Change*. https://archive.ipcc.ch/publications_and_data/ar4/wg1/en/ch9s9-1-2.html (11. Mai 2023).
- Janicaud, Dominique. 2015. *Heidegger in France*. Bloomington: Indiana UP.
- Jappe, Anselm. 2023. *Beton: Massenkonstruktionswaffe des Kapitalismus*. Wien/Berlin: mandelbaum.
- Koselleck, Reinhart. 2018. *Sediments of Time: On Possible Histories*. Stanford: Stanford UP.
- Kumkar, Nils C. 2022. „Die Radikalisierung der Radikalisierungsbehauptung“. *soziopolis.de*. <https://www.sozopolis.de/die-radikalisierung-der-radikalisierungsbehauptung.html> (26. Juni 2023).
- Laclau, Ernesto. 1990. *New Reflections on the Revolution of Our Time*. London/New York: Verso.
- Laclau, Ernesto, hrsg. 1994. *The Making of Political Identities*. London: Verso.
- Laclau, Ernesto. 1996. „The Time is Out of Joint“. In *Emancipation(s)*, London/New York: Verso, 66–83.
- Laclau, Ernesto. 2002. „Subjekt der Politik, Politik des Subjekts“. In *Emanzipation und Differenz*, Wien: Turia + Kant, 79–103.
- Laclau, Ernesto. 2005a. *On Populist Reason*. London: Verso.

- Laclau, Ernesto. 2005b. „The Future of Radical Democracy“. In *Radical Democracy: Politics Between Abundance and Lack*, Hrsg. Lars Tønder und Lasse Thomassen. Manchester: Manchester UP, 256–62.
- Laclau, Ernesto. 2014. *The Rhetorical Foundations of Society*. London/New York: Verso.
- Laclau, Ernesto, und Chantal Mouffe. 1990. „Post-Marxism without Apologies“. In *New Reflections on the Revolution of Our Time*, London/New York: Verso, 97–134.
- Laclau, Ernesto, und Chantal Mouffe. 2014. *Hegemony and Socialist Strategy: Towards a Radical Democratic Politics*. London/New York: Verso.
- Landau, Friederike, Lucas Pohl, und Nikolai Roskamm. 2021a. „Introduction“. In *(Un)Grounding: Post-Foundational Geographies*, Hrsg. Friederike Landau, Lucas Pohl, und Nikolai Roskamm. Bielefeld: transcript, 9–42.
- Landau, Friederike, Lucas Pohl, und Nikolai Roskamm, Hrsg. 2021b. *(Un)Grounding: Post-Foundational Geographies*. Bielefeld: transcript.
- Latour, Bruno. 1990. „Technology is Society Made Durable“. *Sociological Review* 38(1): 103–31. doi:10.1111/j.1467-954X.1990.tb03350.x.
- Latour, Bruno. 2004. „Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern“. *Critical Inquiry* 30(2): 225–48. doi:10.1086/421123.
- Latour, Bruno. 2005. „From Realpolitik to Dingpolitik: Or How to Make Things Public“. In *Making Things Public: Atmospheres of Democracy*, Hrsg. Bruno Latour und Peter Weibel. Karlsruhe & Cambridge: ZKM & MIT Press, 14–43.
- Latour, Bruno. 2007. „Can We Get Our Materialism Back, Please?“ *Isis* 98(1): 138–42. doi:10.1086/512837.
- Latour, Bruno. 2010. *Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri. 1971. *Probleme des Marxismus, heute*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri. 1975. *3 Kritik des Alltagslebens: Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit*. München: Hanser.
- Lefebvre, Henri. 1991. *The Production of Space*. Oxford/Cambridge: Blackwell.
- Lefebvre, Henri. 1996. „Right to the City“. In *Writings on Cities*, Hrsg. Eleonore Kofmann und Elizabeth Lebas. Oxford: Blackwell, 61–181.
- Lefebvre, Henri. 2003. *Henri Lefebvre: Key Writings*. Hrsg. Stuart Elden, Elizabeth Lebas, und Eleonore Kofmann. New York/London: Continuum.
- Lefort, Claude. 1986. *Political Forms of Modern Society: Bureaucracy, Democracy, Totalitarianism*. Cambridge: Polity.
- Lefort, Claude. 1990. „Die Frage der Demokratie“. In *Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 281–97.

- Llanque, Marcus, und Katja Sarkowsky. 2023. „Die Politik mit den Toten und die Politik der Toten: Einleitende Überlegungen“. In *Die Politik der Toten: Figuren und Funktionen der Toten in Literatur und Politischer Theorie*, hrsg. Marcus Llanque und Katja Sarkowsky. Bielefeld: transcript, 7–24.
- Lloyd Thomas, Katie. 2015. „Rendered Plastic by Preparation: Concrete as Constant Material“. *Parallax* 21(3): 271–87. doi:10.1080/13534645.2015.1058886.
- Lloyd Thomas, Katie. 2021. *Building Materials: Material Theory and the Architectural Specification*. London: Bloomsbury Visual Arts.
- Luhmann, Niklas. 1992. *Beobachtungen der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas. 2003. *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mann, Michael E., Raymond S. Bradley, und Malcolm K. Hughes. 1999. „Northern Hemisphere Temperatures during the Past Millennium: Inferences, Uncertainties, and Limitations“. *Geophysical Research Letters* 26(6): 759–62. doi:10.1029/1999GL900070.
- Marchart, Oliver. 2005. „The Absence at the Heart of Presence: Radical Democracy and the ‚Ontology of Lack‘“. In *Radical Democracy: Politics Between Abundance and Lack*, hrsg. Lars Tønder und Lasse Thomassen. Manchester: Manchester UP, 17–31.
- Marchart, Oliver. 2007. *Post-Foundational Political Thought: Political Difference in Nancy, Lefort, Badiou and Laclau*. Edinburgh: Edinburgh UP. <https://doi.org/10.1515/9780748630684>.
- Marchart, Oliver. 2008. *Hegemonie im Kunstfeld: Die documenta-Ausstellungen dX, D11 , d12 und die Politik der Biennalisierung*. Köln: Walther König.
- Marchart, Oliver. 2010. *Die politische Differenz: Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*. Berlin: Suhrkamp.
- Marchart, Oliver. 2013. *Das unmögliche Objekt: Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Marchart, Oliver. 2015. „Claude Lefort: Demokratie und die doppelte Teilung der Gesellschaft“. In *Das Politische denken: Zeitgenössische Positionen*, hrsg. Ulrich Bröckling und Robert Feustel. Bielefeld: transcript, 19–32.
- Marchart, Oliver. 2019. „Kontingenz/Grundlosigkeit“. In *Radikale Demokratietheorie: Ein Handbuch*, hrsg. Dagmar Comtesse, Oliver Flügel-Martinsen, Franziska Martinsen, und Martin Nonhoff. Berlin: Suhrkamp, 572–75.
- Marchart, Oliver. 2020. „Apologie des Etatismus. Vorschläge zur Behebung des institutionentheoretischen Defizits radikaler Demokratietheorie“. In *Institutionen des Politischen: Perspektiven der radikalen Demokratietheorie*, hrsg. Steffen Herrmann und Matthias Flatscher. Baden-Baden: Nomos, 169–202.

- Marso, Lori J. 2011. „Freaks of Nature“. *Political Theory* 39(3): 417–28. doi:10.1177/0090591711400032.
- Marx, Karl, und Friedrich Engels. 1883. *Das Kapital: Der Produktionsprozess des Kapitals Kritik der politischen Oekonomie*. Dritte vermehrte Auflage. Hamburg: Meissner.
- McMullin, Ernan, hrsg. 1978. *The Concept of Matter in Modern Philosophy*. Revised Edition. Notre Dame: UP.
- McNay, Lois. 2014. *The Misguided Search for the Political*. Cambridge: Polity.
- Meadows, Donella H. 1972. *The Limits to Growth: A Report for the Club of Rome's Project on the Predicament of Mankind*. New York: Universe.
- Mouffe, Chantal. 2022. *Towards a Green Democratic Revolution: Left Populism and the Power of Affects*. London/New York: Verso.
- Musil, Robert. 1970. *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg: Rowohlt.
- New York Times. 1985. „Trapped Girl, 13, Dies“. *The New York Times*. <https://www.nytimes.com/1985/11/17/world/trapped-girl-13-dies.html> (14. Mai 2023).
- Nova, Nicolas, und Disnovation.org, hrsg. 2021. *A Bestiary of the Anthropocene: On Hybrid Minerals, Animals, Plants, Fungi*. Eindhoven: Onomatopée.
- Oppelt, Martin, und Paul Sörensen. 2019. „Martin Heidegger“. In *Radikale Demokratietheorie: Ein Handbuch*, hrsg. Dagma Comtesse, Oliver Flügel-Martinsen, Franziska Martinsen, und Martin Nonhoff. Berlin: Suhrkamp, 139–43.
- Opratko, Benjamin. 2022. *Hegemonie: Politische Theorie nach Antonio Gramsci*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Papamatteakis, George Papam. 2018. „The Floor Is Not the Ground: Ecologies of Interruptions in Transportation Infrastructure“. *FOOTPRINT*: 7–24. doi:10.7480/footprint.12.2.2040.
- Patton, Paul. 2015. „Demokratisch-Werden: Gilles Deleuzes und Félix Guattaris politische Philosophie“. In *Das Politische denken: Zeitgenössische Positionen*, hrsg. Ulrich Bröckling und Robert Feustel. Bielefeld: transcript, 199–228.
- Pessoa, Carlos, Marta Hernández, Seungwon Lee, und Lasse Thomassen. 2001. „Theory, Democracy, and the Left: An Interview with Ernesto Laclau“. *Umbr(a). Journal of the Unconscious*.
- Pistol, Florian. 2016. „Vulnerabilität: Erläuterungen zu einem Schlüsselbegriff im Denken Judith Butlers“. *Zeitschrift für Praktische Philosophie* 3(1): 233–72. doi:10.22613/zfpp/3.1.8.
- Pohl, Lucas. 2021. „Localizing the Void“. In *A Place More Void*, hrsg. Paul Kingsbury und Anna J. Secor. Lincoln: University of Nebraska Press, 285–301.

- Posselt, Gerald, und Matthias Flatscher. 2018. *Sprachphilosophie: Eine Einführung*. Wien: Facultas.
- Povinelli, Elizabeth A. 2021. *Between Gaia and Ground: Four Axioms of Existence and the Ancestral Catastrophe of Late Liberalism*. Durham: Duke UP.
- Povinelli, Elizabeth A. 2023. *Geontologien: Requiem auf den Spätliberalismus*. Leipzig: Merve.
- Rancière, Jacques. 2002. *Das Unvernehmen: Politik und Philosophie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Robnik, Drehli. 2022. „Das Loch im Volk: Horrorfilm heute. Demonic demos bei Ari Aster, Jordan Peele und anderen“. In *Ansichten und Absichten: Texte über populäres Kino und Politik*, Wien: Synema, 235–48.
- Rorty, Richard. 2005. „Heidegger and the Atomic Bomb“. In *Making Things Public: Atmospheres of Democracy*, hrsg. Bruno Latour und Peter Weibel. Karlsruhe & Cambridge: ZKM & MIT Press, 274–75.
- Roskamm, Nikolai. 2017. *Die unbesetzte Stadt: Postfundamentalistisches Denken und das urbanistische Feld*. Gütersloh: Bauverlag.
- Roskamm, Nikolai. 2021. „On Shaky Ground: Thinking Lefebvre“. In *(Un)Grounding: Post-Foundational Geographies*, hrsg. Friederike Landau, Lucas Pohl, und Nikolai Roskamm. Bielefeld: transcript, 81–98.
- Sloterdijk, Peter, und Gesa Mueller von der Haegen. 2005. „Instant Democracy: The Pneumatic Parliament®“. In *Making Things Public: Atmospheres of Democracy*, hrsg. Bruno Latour und Peter Weibel. Karlsruhe & Cambridge: ZKM & MIT Press, 952–57.
- Spörr, Bettina. 2023. „Secession Podcast Artists: Karrabing Film Collective in Conversation with Bettina Spörr“. <https://open.spotify.com/episode/0kIOCgr2TzjdiaQ9tOYLH3>.
- Thomassen, Lasse, und Lars Tønder. 2005. „Introduction: Rethinking Radical Democracy Between Abundance and Lack“. In *Radical Democracy: Politics Between Abundance and Lack*, hrsg. Thomassen, Lasse und Lars Tønder. Manchester: Manchester UP, 1–16.
- Tønder, Lars, und Lasse Thomassen, hrsg. 2005. *Radical Democracy: Politics Between Abundance and Lack*. Manchester: Manchester UP.
- Treaster, Joseph B. 1985. „Colombia’s Rescue Operation Draws Divided Assessments“. *The New York Times*. <https://www.nytimes.com/1985/11/24/world/colombia-s-rescue-operation-draws-divided-assessments.html> (14. Mai 2023).
- Wagner-Egelhaaf, Martina. 2013. „Denken der Materie - Einführung“. In *Materie. Grundagentexte zur Theoriegeschichte*, hrsg. Sigrid G. Köhler, Hania Siebenpfeiffer, und Martina Wagner-Egelhaaf. Berlin: Suhrkamp, 389–98.

- Wark, McKenzie. 2019. „When the Rocks Turn Their Backs On Us“. <https://www.versobooks.com/en-gb/blogs/news/4236-elizabeth-povinelli-when-the-rocks-turn-their-backs-on-us> (9. Februar 2023).
- Witzgall, Susanne. 2014. „Power of Material/Politics of Materiality - An Introduction“. In *Power of Material/Politics of Materiality*, hrsg. Susanne Witzgall und Kerstin Stakemeier. Zürich/Berlin: Diaphanes, 13–26.
- Wright, Robin. 2017. „Geontologies By Elizabeth Povinelli“. <https://www.societyandspace.org/articles/geontologies-by-elizabeth-povinelli> (7. Mai 2023).
- Zafra, Mariano. 2023. „The Floor Is Lava“. *Reuters*. <https://www.reuters.com/graphics/CLIMATE-CHANGE/URBAN-HEAT/zgpormdkevdl/> (2. August 2023).
- Zeillinger, Peter A. 2019. „Der Mensch ist nur ohne Sicherheit. Wider die Halbierung des Vulnerabilitätsdiskurses“. *Salzburger Theologische Zeitschrift* 23(1): 11–56.
- Zeit Online. 2016. „Medienreform: Polen warnt vor ‚Welt aus Radfahrern und Vegetariern‘“. *Die Zeit*. https://www.zeit.de/politik/ausland/2016-01/medienreform-polen-kritik-eu-kommission?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F (14. Mai 2023).
- Ziarek, Krzysztof. 2013. „A Vulnerable World: Heidegger on Humans and Finitude“. *SubStance* 42(3): 169–84. doi:10.1353/sub.2013.0033.

Danksagung

Ich möchte Dankesworte richten an alle Personen, die auf die eine oder andere Weise in Relation zu dieser Arbeit stehen:

Oliver Marchart für die Ermöglichung und Betreuung dieser Arbeit, sowie für das Ausrichten des Forschungskolloquiums Politische Theorie an der Universität Wien, in dem ich meine Arbeit mehrfach vorstellen durfte.

Matthias Flatscher für die großzügige Betreuung sowohl dieser Arbeit, als auch meiner Bachelorarbeit davor, und die für mich formgebende gemeinsame Zeit, die dazwischen lag.

Olena Newkryta für die unerschütterliche Unterstützung und die vielen Impulse über die Jahre, und die Geduld, die dafür unbestreitbar notwendig war.

Meinen Eltern, Christian und Ingeborg Stummer, für das stabile familiäre Fundament, ohne das ein so unsicheres Unterfangen wie ein Studium der Politischen Theorie nur schwer möglich gewesen wäre.

Der Stipendienstelle Wien und insbesondere jenem Beamten, der mich zu Beginn meines Masterstudiums trotz überschrittener Mindeststudienzeit im Bachelorstudium als weiterhin förderungswürdig beurteilte und mir erneut das Selbsterhalterstipendium genehmigte, ohne welches das Studium erheblich schwieriger gewesen wäre.

Allen Abgeordneten zum Österreichischen Nationalrat, welche am 16. Oktober 1963 für das Studienbehilfengesetz gestimmt haben, sowie allen, die am 22. Oktober 1969 für das darauffolgende Studienförderungsgesetz gestimmt haben und insbesondere Hans Jungwirth (SPÖ), für seine Rolle in der Einführung eben dieses Selbsterhalterstipendiums.